

## Die Schweiz und Europa in historischer Perspektive

THOMAS MAISSEN\*

Die Schweiz und Europa in historischer Perspektive – das ist ein Titel, den es zu historisieren gilt. Zum einen ist natürlich das Interesse an dieser Problematik zeitgeschichtlich zu erklären, Vortrags- und Buchtitel mit Schweiz und Europa haben gegenwärtig Konjunktur. Doch zum anderen sind die Schweiz und Europa auch historische Phänomene, über die man erst zu einem bestimmten Zeitpunkt überhaupt zu reden anfangen konnte. Bei der Eidgenossenschaft, die selbst von den kühnsten Exponenten der Nationalgeschichte nicht vor das 13. Jahrhundert datiert wird, leuchtet das unmittelbar ein. Aber Europa? Existiert dieser Kontinent nicht schon seit Menschengedenken? Und haben ihm nicht schon die alten Griechen seinen Namen und einen Mythos gegeben? Doch die alten Griechen dachten beim Reden von Europa nicht an den Kontinent, wie wir ihn heute geographisch bestimmen, von dem sie aber nur vage Vorstellungen besaßen.<sup>1</sup> Das änderte sich im Mittelalter nicht grundlegend: Asien, Afrika und Europa galten zwar, so wegweisend in den *Etymologiae* des Isidor von Sevilla, als die drei Weltteile, doch das wurde als rein geographische Bezeichnung verstanden.<sup>2</sup> Für politische oder kulturelle Gemeinsamkeiten wählte man andere Begriffe, namentlich das Abendland („occidens“), womit aber allein die christlichen Gebiete im Westen gemeint waren, in Abgrenzung selbstverständlich zu den islamischen Ländern, aber ebenso zu den Orthodoxen in Byzanz und Moskau – also auch diejenigen im heutigen (Süd-)Osteuropa. Im Mittelalter blieb die Trennung des Römischen Reiches in einen West- und einen Ostteil fundamental, und Ostrom umfasste Gebiete auf allen drei bekannten Kontinenten. „Europa“ bezeichnete deshalb keine kulturell oder politisch definierbare Einheit, und so kann man festhalten: „Es gibt keine Europaidee des Mittelalters, die Europaidee löst das Mittelalter ab.“<sup>3</sup>

\* Prof. Dr., Lehrstuhl für Neuere Geschichte mit dem Schwerpunkt Frühe Neuzeit an der Universität Heidelberg.

<sup>1</sup> Vgl. Achim Landwehr/Stefanie Stockhorst, *Einführung in die Europäische Kulturgeschichte*, Paderborn 2004, S. 264–272.

<sup>2</sup> Rudolf Hiestand, „Europa“ im Mittelalter – vom geographischen Begriff zur politischen Idee, in: Hans Hecker (Hg.), *Europa – Begriff und Idee*. Historische Streiflichter, Bonn 1991, S. 33.

<sup>3</sup> So: Hiestand, *Europa*, 1991 (Anm. 2), S. 36.

Vier Voraussetzungen brauchte es, damit „Europa“ als Referenzrahmen an die Stelle von „Abendland“ trat und als Konzept seinen späten Erfolgsweg beginnen konnte.

1. Die osmanische Eroberung von Byzanz 1453: Damit war Ostrom als christliches Konkurrenzimperium im Osten eliminiert. Dafür waren mit Konstantinopel der Bosphorus und damit die kontinentale Schranke gegen den türkischen Erbfeind gefallen, womit Christentum und Europa als Gegenstand von Verteidigungsbemühungen deckungsgleich wurden.
2. Renaissance und Humanismus: Die Humanisten stellten neben das Christentum eine gleichwertige Antike, die neben Rom auch Griechenland umfasste. Ihre Synthese von Christentum und Antike wurde zur gemeineuropäischen Vergangenheit, auf die man sich bis heute für eine europäische Identität beruft, wobei andere Traditionen dieses Kontinents regelmässig vergessen gehen: Judentum, Islam oder heidnische Bräuche.
3. Entdeckung Amerikas: Die Entdeckung eines vierten Kontinents löste Reflexionen auch über den Alten Kontinent aus. Die Begegnung mit „heidnischen Wilden“ in Amerika und Afrika weckte neuartige Fragen nach dem Zusammenleben der Völker, nach technologischen beziehungsweise zivilisatorischen Differenzen zwischen ihnen und damit nach gemeineuropäischen Gründen für die (militärische) Überlegenheit.
4. Reformation: Mit der Reformation war der theoretische Primat der Universalgewalten Kaiser und Papst endgültig beendet. Bei mindestens vier Konfessionskirchen konnte nicht mehr von abendländischer Einheit geredet werden – der Papst wurde zu einer Kampfpartei neben anderen und verzichtete spätestens 1648, im Westfälischen Frieden, auf seinen Anspruch, universeller Friedensstifter zu sein. „Europa“ als vorchristlicher, säkularer Einheitsbegriff löste damit die Vorstellung eines religiös homogenen Abendlands ab.

Das Wort „Europa“ im modernen Sinn, als politisch-geographische Einheit, ist allerdings noch einem Papst zu verdanken, Pius II., als Humanist Enea Silvio Piccolomini, der noch als Bischof von Siena 1454 in seiner Türkenrede den Abendländern vor Augen hielt, was durch die Eroberung von Byzanz im Vorjahr geschehen war: „nunc vero in Europa, id est in patria, in domo propria, in sede nostra percussi caesique sumus.“<sup>4</sup> „Jetzt aber wurden wir in Europa, also in unserem

<sup>4</sup> Enea Silvio Piccolomini, *De Constantinopolitana clade*, Frankfurt, 15. Oktober 1454, in: ders., *Opera Omnia*, Basel 1571, S. 678f.

Vaterland, in unserem eigenen Haus, an unserem eigenen Wohnsitz aufs schwerste getroffen.“ Europa, das war also die gesamte von den Türken bedrohte Christenheit und zwar als ein Vaterland, das allen Christen eine Heimstätte bot – also etwas anderes, Umfassenderes als das Heilige Römische Reich, das bis dahin das am weitesten reichende Ordnungsideal im Abendland darstellte.

Es ist bezeichnend, dass Piccolomini mit seinen Werken *De Europa* (1458) und *De Asia* (1461) ganz neuartig kontinentale Einheiten für seine nicht nur topographische, sondern mindestens ebenso sehr universalgeschichtlichen Teile einer umfassenden *Cosmographia* wählte. Dabei lieferte er auch den ersten Beleg für das Wort *Helvetia* als Region, das die Antike nicht gekannt hatte. 1458 erwähnte Piccolomini in *De Europa* die *Alsacia cui quondam Helvecia nomen fuit, tum Galliae nunc Germanici iuris provincia*<sup>5</sup> – also das Elsass, das früher Helvetien hiess und zu Gallien gehörte, nun aber eine germanische Provinz sei. Helvetien befand sich also im Elsass, und Strassburg wurde von Elsässer Humanisten, wie Jakob Wimpfeling, als „urbs Helvetiorum“ bezeichnet, wegen der Helva (= Ill), die durch Strassburg fliesst.<sup>6</sup>

Dieser Lokalisierung stimmten die Elsässer Humanisten zu, und erst nach einem längeren akademischen Gefecht gelang es den Schweizer Humanisten, das Wort *Helvetia* für die Region zu beanspruchen, die sich dank der Berner Eroberung der Waadt im Jahr 1536 vom Bodensee bis zum Genfersee erstreckte und damit weitgehend dem Raum entsprach, in dem eine zentrale antike Autorität, Caesar in *De bello gallico*, die „Helvetii“ lokalisiert hatte. Die Auffassung von *Helvetia* als Territorium schlug sich in den *Landtaflen* nieder, die der Zürcher Johannes Stumpf 1548 herausgab (Abb. 1). Uns vertraut, aber für die Zeit einzigartig, ist die punktierte Linie, mit der die Eidgenossenschaft abgegrenzt wurde. Sie schliesst praktisch das ganze heutige Territorium der Schweiz ein, also auch das Wallis und die rhätischen Bünde; eine Schlaufe umfasst zudem Rottweil. So deutlich sich bei Stumpf ein klar umrissenes geographisches Konzept der Eidgenossenschaft manifestierte, so deutlich wird bei ihm auch, auf welcher politischen Ebene es zu situieren ist.<sup>7</sup>

<sup>5</sup> Enea Silvio Piccolomini, *Cosmographia in Asiae & Europae eleganti descriptione*, Paris 1509, S. 124; vgl. für das Folgende: Thomas Maissen, Weshalb die Eidgenossen Helvetier wurden. Die humanistische Definition einer *natio*, in: Johannes Helmuth/Ulrich Muhlack/Gerrit Walther (Hg.), *Diffusion des Humanismus. Studien zur nationalen Geschichtsschreibung europäischer Humanisten*, Göttingen 2002, S. 210–249.

<sup>6</sup> Otto Herding/Dieter Mertens, *Jakob Wimpfeling: Briefwechsel Erster Teilband*, München 1990, S. 392f.

<sup>7</sup> Johannes Stumpf, *Landtaflen*, hrsg. v. Arthur Dürst, ND Zürich 1975; die Karte stammt aus ders., *Gemeiner loblicher Eydggnoschaft Stetten, Landen und Völkchen chronick wirdiger thaaten beschreybung*, Zürich 1586, zwischen Register und S. I.

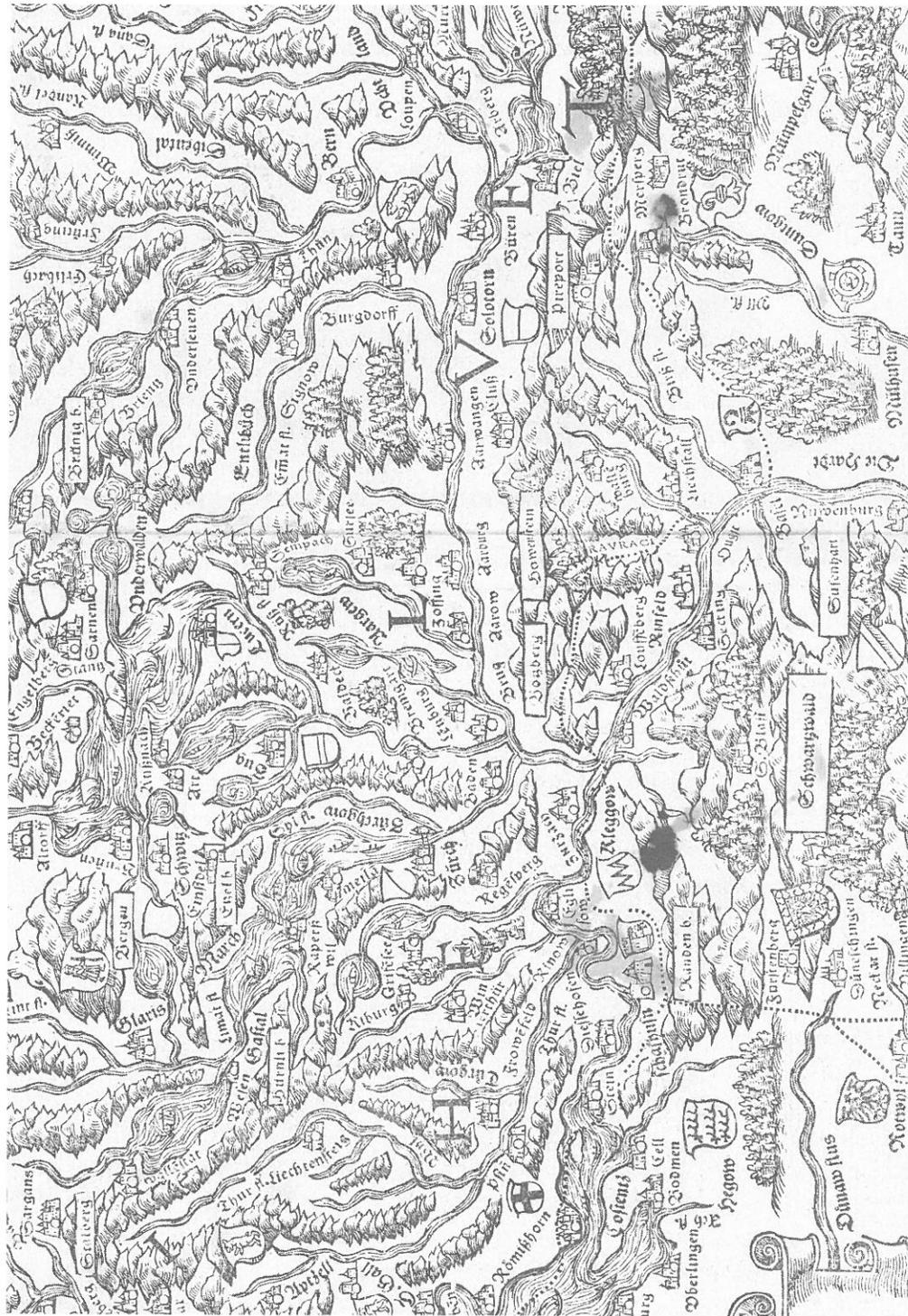


Abb. 1: Johannes Stumpf, Landtaflen, 1548. Copyright: Zentralbibliothek Zürich.

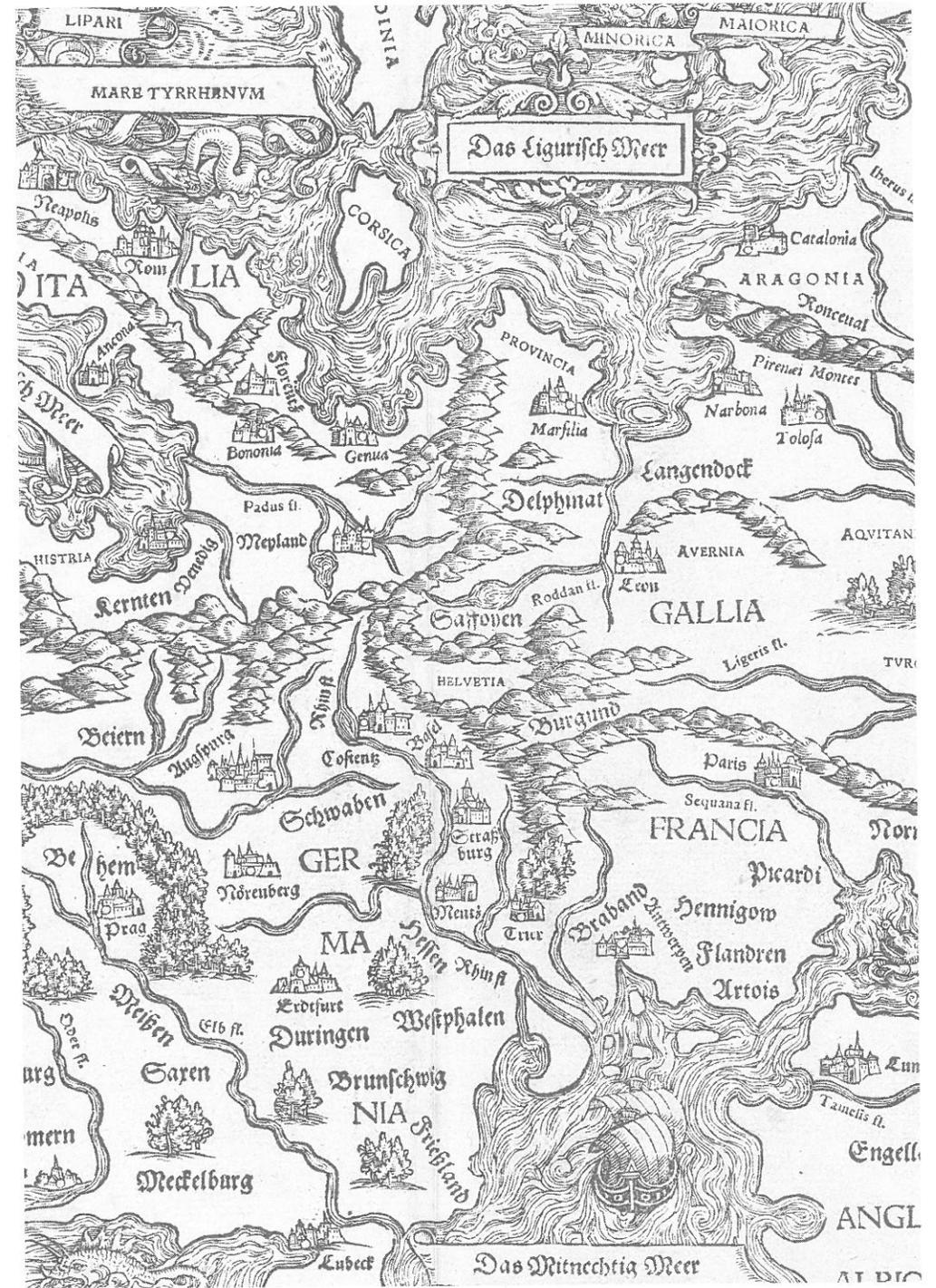


Abb. 2: Johannes Stumpf, Landtaflen, 1548. Copyright: Zentralbibliothek Zürich.

Diese Europakarte (Abb. 2) stammt ebenfalls aus Stumpfs Chronik. Dass sich HELVETIA inzwischen etabliert hatte, zeigt sich daran, dass es als lateinisches Wort in Antiqua geschrieben dasteht – ebenso wie etwa AVERNIA, die Auvergne, oder PROVINCIA, die Provence. Ihnen entsprechen in Fraktur die deutschen Bezeichnungen „Beiern“, „Schwaben“, „Burgund“ oder „Westphalen“. Sie befanden sich damit auf der Ebene eines germanischen Völkerwanderungsstamms beziehungsweise der Herzogtümer, die sich daraus entwickelt hatten: Neben Bayern, Burgunder und Thüringer traten also nun, um 1500, auch die Helvetier. Dagegen stellen die lateinisch beschrifteten Länder ITALIA, GERMANIA und GALLIA eine andere, umfassendere Dimension dar, die auch durch das grosse Schriftbild signalisiert wird. Für Stumpf gehörten die Helvetier beziehungsweise Eidgenossen denn auch gemäss „unserer zeyt siten, art unnd sprach“ zur „Teütschen Nation“, also zur GERMANIA.<sup>8</sup> Dies zu betonen, ist deshalb besonders wichtig, weil der Schwabenkrieg von 1499 ja bis heute in den Schulbüchern als Datum gilt, an dem die Schweiz „faktisch“ aus dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation ausgetreten sei. Damit wird anachronistisch eine nationale Differenz dort erblickt, wo es sich um eine ständische handelte. Denn es war der süddeutsche Adel, der den Schwäbischen Bund dominierte und sich 1499 dagegen wandte, dass ein Bund aus Stadt- und Landgemeinden dieselben Herrschaftsrechte beanspruchte, welche man herkömmlich dem Adel vorbehalten glaubte. In dieser Sichtweise waren die Eidgenossen ein eingebildeter, dumpfer, anarchistischer Haufen von Rohlingen, welche die fürstliche Ordnung missachteten und weniger fromm lebten als die Türken.<sup>9</sup> Die Eidgenossen wandelten ihrerseits dieses negative Heterostereotyp um in das Selbstbild der „frumen edlen puren“, die seit jeher in Einklang mit dem Reichsgedanken eine gute Ordnung vorlebten und dem Kaiser eine treue Stütze waren. Diese Ausrichtung sieht man auf dem Titelblatt der ersten gedruckten Schweizer Geschichte, Petermann Etterlins *Kronica von der loblichen Eydtgnoschaft*, Basel 1507 (Abb. 3): Die Bildmitte wird vom doppelköpfigen Reichsadler mit der Kaiserkrone darüber dominiert; während die zu diesem Zeitpunkt zwölf eidgenössischen Orte in der Form eines Wappenkranzes die Reichsinsignien umgeben.

<sup>8</sup> Stumpf, *Landtafeln*, 1975 (Anm. 7).

<sup>9</sup> Marysia Morkowska, *Vom Stiefkind zum Liebling. Die Entwicklung und Funktion des europäischen Schweizbilds bis zur Französischen Revolution*, Zürich 1997, S. 38–41.

Abb. 3:  
Petermann Etterlin,  
*Kronica von der  
loblichen Eydtgno-  
schaft*, Basel 1507.  
Copyright: Zentral-  
bibliothek Zürich.



Solche Vorstellungen hielten sich lange. Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts wird der Reichsadler in den kleinen Landkantonen neu angebracht, so auf den Rathäusern von Stans und Sarnen, ebenso auf deren Münzen.<sup>10</sup> Bis weit in das 17. Jahrhundert hinein finden wir solche Symbole auch in den grossen Stadtkantonen, auch noch lange

<sup>10</sup> Dazu und für weitere Beispiele Thomas Maissen, *Die Geburt der Republic. Staatsverständnis und Repräsentation in der frühneuzeitlichen Eidgenossenschaft*, Göttingen 2006, S. 523–531, 542–567.

nach dem Westfälischen Frieden von 1648, der mit dem sogenannten Exemtionsartikel die „de jure“ Unabhängigkeit der Schweiz gebracht haben soll – auch dies eine allzu simple Schulbuchdefinition. Denn für etliche Eidgenossen blieb der europäische, ja der universale Rahmen, in dem sie sich politisch verorteten, weiterhin das Heilige Römische Reich deutscher Nation. Damit war aber nicht eine staatliche Struktur, ein Herrschaftsverband gemeint. Gedacht war es vielmehr als das letzte Reich vor dem Jüngsten Gericht: An seiner Spitze stand der Kaiser als Universalherrscher und damit als Quelle aller Rechtsprechung und – das hing damit eng zusammen – aller Herrschaft und aller Freiheit. Stumpfs GERMANIA und das Imperium mit seinen Doppeladlern waren noch lange der selbstverständliche politische und heilsgeschichtliche Bezugsrahmen der Eidgenossen.

Wie sich genau das im Laufe des 17. Jahrhunderts änderte, können wir ausgehend von Beschreibungen der Abb. 4 sehen. Die ursprüngliche Skizze geht auf den Tiroler Humanisten Johannes Putsch und das Jahr 1537 zurück – also auf einen Untertanen und Anhänger des Habsburger Kaisers Karl V., der zugleich im Reich und in Spanien herrschte. In enger Absprache mit dem Herrscherhaus entwarf Putsch eine personifizierte Europa, die der Karte des Kontinents angepasst war: Kaiserkrone, Reichsapfel und Zepter machen deutlich, dass wir es hier mit der imperialen Variante von Europa zu tun haben, zumal ihr edelster Teil, der Kopf, in Spanien liegt. Das Bild verdankte seine weite Verbreitung dann vor allem der *Cosmographia universalis* von Sebastian Münster, der in Basel lebte und druckte – ein weiterer Beleg für die Reichsbindung der Eidgenossen: Europa war für sie um 1600 noch ein Gebilde, das vom Heiligen Römischen Reich geordnet war und weitgehend mit ihm zusammenfiel. Diese Einbindung zeigt sich auch darin, dass wie bei Stumpf GERMANIA, GALLIA und ITALIA zu lesen ist, wogegen die nächstuntere staatliche Ebene nicht benannt wird – also auch nicht die Helvetia/Eidgenossenschaft.

Als Michael Praun 1660 seine *Relation von den Liebesneigungen der Allerschönsten Princessin Europa* vorlegte, beschrieb er dieselbe Dame Europa anders: „In der Zierde dess Königreichs Spanien [...] bestehet das schöne Haupt dieser Princessin; Der Schneweisse Hals vergleicht sich mit den vortrefflichsten weissen Lilien der Cron Franckreich; Das prächtige Halsgehäng sey die grosse hohe Pireneische Gebürge; Die Niederlanden und Schweiz liegen an beyden Seiten Franckreich/ gleich als wie die zwey weisse Brüste nicht weit von dem Halse aufzusteigen pflegen. Ihre beede ausgebreitete Arm erstrecken sich durch Welschland und England; Das edle Teutschland bildet an den geraden Leib

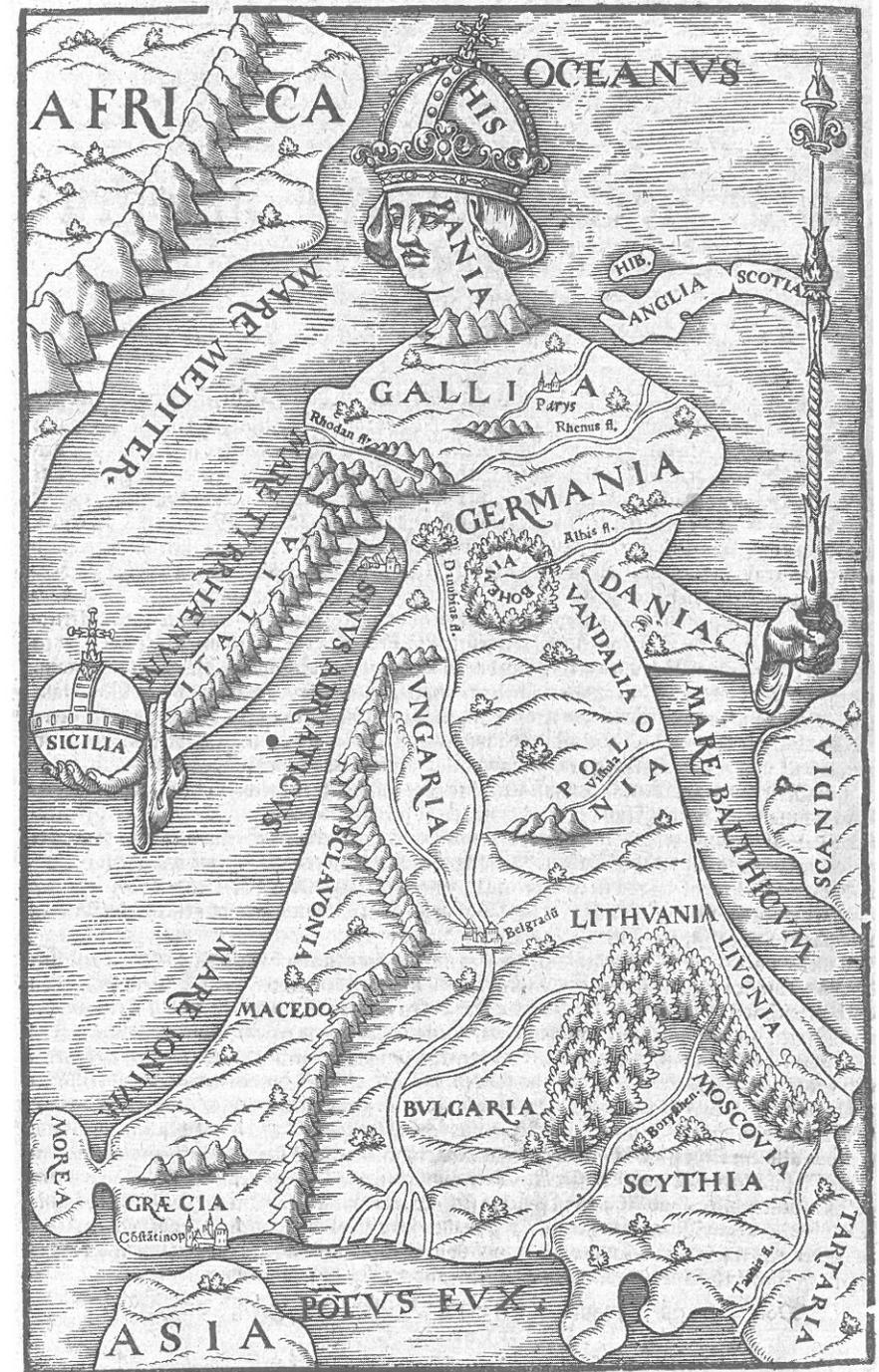


Abb. 4: Sebastian Münster, *Cosmographia universalis*, Basel 1588, fol. XLI (1598/1628). Copyright: Zentralbibliothek Zürich.

sambt der Schoss dieser holdseligsten Europae; Polen/ Moscau/ und ein Teil der Nordischen Königreiche seyn gleichsam der Jungfräuliche Rock und die darunter hervorspielende artige unmüssige Füsse.“<sup>11</sup>

Prauns Beschreibung macht deutlich, dass seine Interpretation nicht länger – wie bei Putsch und Münster – auf eine imperiale Spitze zulief, der Europa untergeordnet war. Stattdessen werden die souveränen Staaten des Kontinents gleichwertig aufgezählt, jeder mit seinen Reizen. Dieser Umgewichtung entspricht auch der Inhalt der *Liebesneigungen der Allerschönsten Princessin Europa*, die ihre vergangenen Abenteuer erzählt. Jupiter und Alexander der Grosse waren ihre Liebhaber, ehe Julius Caesar sie schändete und Augustus sie mit Schmeicheleien gefügig machte. Danach ist Europa dem „vortrefflichen Teutschen Helden Carolo dem Grossen zu theil worden“. Mit ihm zeugte sie „etliche junge Herrn“ und beschloss danach, „mit niemand anders mehr einige Ehliche Verbündniss einzugehen/ und alle ihre Herrschaft/ länder/ und Gewalt keinen andern Eheherrn mehr zu vertrauen/ sondern dieselbige ihren Fürstl. Kindern und Encklen zu überlassen“. Diese Enkel, vom „Iberischen Potentat“ bis zum „Nordenheld“ aus Schweden, beanspruchen nun nicht mehr Universalherrschaft und Kaiserkrone, sondern geben sich mit Teilreichen aus dem imperialen Erbe zufrieden. Mit dem Westfälischen Frieden von 1648, so Praun, sei es nämlich möglich geworden, Konflikte durch Bündnisse, Vermittlungen und Schiedsrichter beizulegen und eine „allgemeine confoederatam Gentium Remp. [ublicam]“ einzurichten, eine föderative Republik der Völker oder vielmehr: von souveränen Staaten. Und zu diesen souveränen Staaten zählte nun auch die Schweiz. Anders als auf dem bei Münster abgedruckten Bild wurde sie von Praun ausdrücklich erwähnt, und zwar zusätzlich zu „Teutschland“.

Was war passiert? Die Eidgenossenschaft hatte ihren Rechtsstatus gewandelt, wobei dies ihre Nachbarn vermutlich früher bemerkt hatten als sie selbst. Aus einem oberdeutschen Bündnis von Städten und Landgemeinden innerhalb des hierarchisch gestuften Reichsverbands war ein souveräner Staat im Rahmen des europäischen Völkerrechts und der neuen, westfälischen Staatenordnung geworden.

Das bringt bereits ein Flugblatt von 1645 zum Ausdruck (Abb. 5), als die westfälischen Friedensverhandlungen eben erst anlaufen, wäh-

<sup>11</sup> Wolfgang Schmale u.a., *Studien zur europäischen Identität im 17. Jahrhundert*, Bochum 2004, S. 113f., sowie das dazu gehörige Webprojekt: Alexander Wilckens: Quellenautopsie „Michael Praun (1660)“, in: *Europabegriffe und Europavorstellungen im 17. Jahrhundert*. Wolfgang Schmale (Dir.); <http://www.univie.ac.at/iglgeschichte/europaquellen/quellen17/pr aun1660.htm> [5.1.2008].

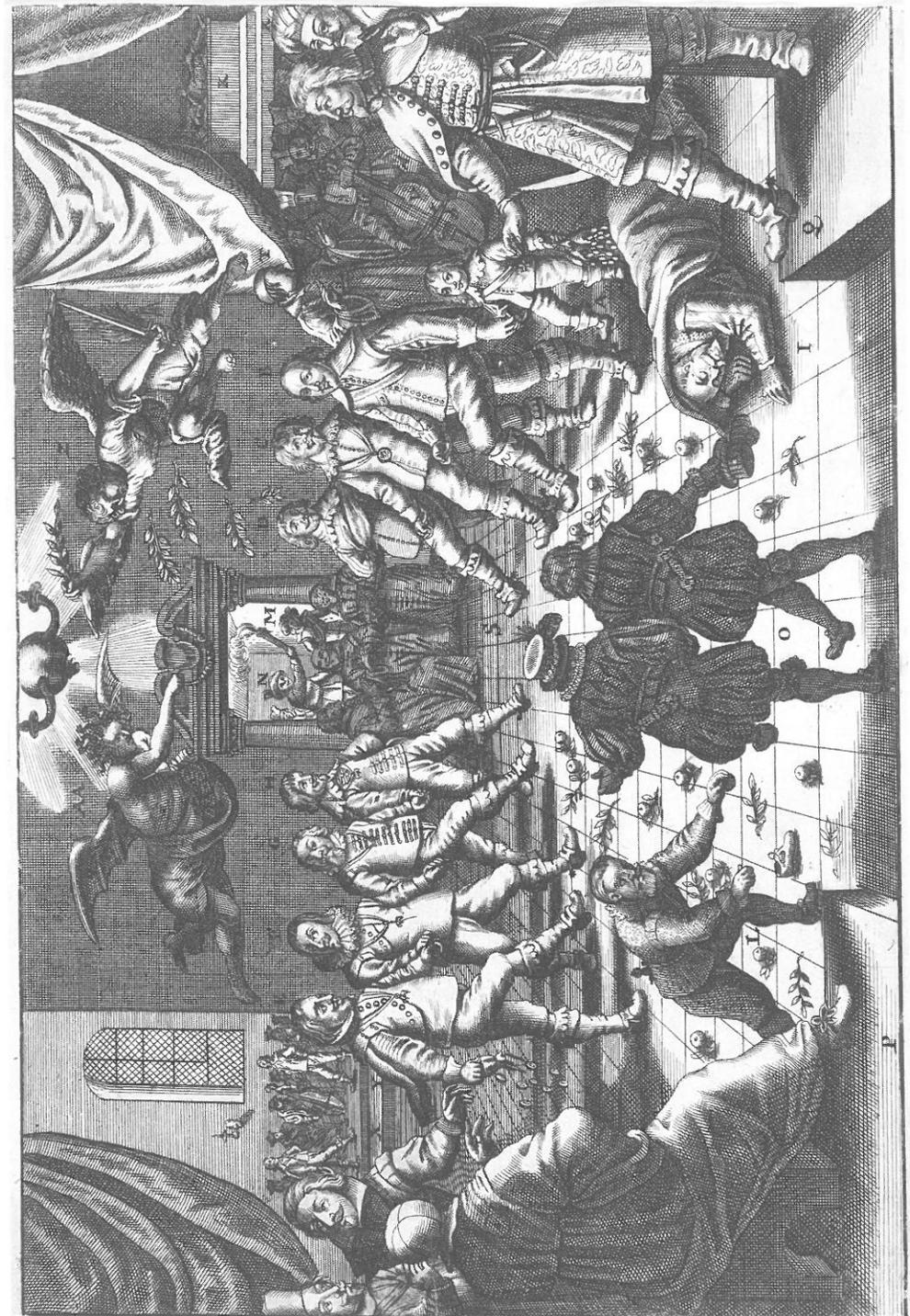


Abb. 5: Flugblatt, „Gross Europisch Kriegs-Balet“, um 1644/45. Copyright: Kunstsammlungen der Veste Coburg.

rend denen die europäischen Staaten sich als prinzipiell gleichwertig erfahren – sofern sie souverän sind, also „nechst Gott einzig von sich selbstn dependieren“, wie die zeitgenössische Formel lautet.<sup>12</sup> Diese fundamentale Gleichheit von Völkerrechtssubjekten wird hier durch die Aufstellung zum Kontertanz ausgedrückt. Wer der Kaiser ist, würde man nicht erkennen, wenn nicht die Legende und der Buchstabe F ihn als solchen bezeichnen würden. Ferdinand III. ist ein Souverän wie jeder andere auch, nicht grösser, nicht kleiner. Kleiner ist allein, wegen seines Alters, der Knabe Ludwig XIV. zur Rechten; neben dem „Der König von Schweden Todt“ liegt, Gustav Adolf. Die nicht beteiligten Mächte schauen zu, die zwei Eidgenossen im Vordergrund tanzen auf beiden Seiten mit, damit sie sich nachher auf diejenige der Sieger schlagen können, wie der ihnen zugeschriebene Text besagt:

„Wir dantzen an beyden Seyten  
Umbzuhalten zwischen beyden  
Und zu lügen nach dem Tact  
Der im Spiel am besten knact.“<sup>13</sup>

Die ersten Auftritte der Schweizer auf internationalem Parkett werden also bereits begleitet vom Misstrauen gegen diejenigen, die sich im Zeichen der Neutralität nach dem Wind zu richten scheinen – möglicherweise im Hinblick auf den eigenen Profit. Die Eidgenossenschaft galt jedenfalls nicht nur für Grimmelshausens *Simplicissimus* dank dem (Nahrungsmittel-) Export als Kriegsgewinnler.<sup>14</sup>

Wie aber kam es dazu, dass dieser reichsrechtliche Bund in die Westfälischen Friedensverhandlungen einbezogen wurde, obwohl er ja gar nicht Kriegspartei war? Es waren nicht etwa die Schweizer selbst, die sich in Münster aufgedrängt hatten, sondern vielmehr die Franzosen, die sie zur Teilnahme überredeten, damit eine auch formal unabhängige Eidgenossenschaft das Reich und damit die Habsburger weiter schwäche. Französische Diplomaten erteilten dem Basler Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein gleich auch noch den entsprechenden Nachhilfeunterricht, wie er argumentieren sollte, um seiner Heimatstadt

<sup>12</sup> *Eidgenössische Abschiede* 5, 2, S. 2268f.; Johann Rudolf Wettstein, *Acta und Handlungen betreffend gemeiner Eydgnosschafft Exemption*, Basel 1651, S. 17.

<sup>13</sup> Wolfgang Harms/Beate Rattay, *Illustrierte Flugblätter aus den Jahrhunderten der Reformation und der Glaubenskämpfe*, Coburg 1983, S. 206f.; Klaus Bußmann/Elke Anna Werner (Hg.), *Europa im 17. Jahrhundert. Ein politischer Mythos und seine Bilder*, Stuttgart 2004, S. 162.

<sup>14</sup> Vgl. Edgar Bonjour, *Geschichte der schweizerischen Neutralität*, Basel 1970, Bd. 1, S. 59.

und der Eidgenossenschaft insgesamt möglichst viel Unabhängigkeitsrechte zu sichern. Das Prinzip bestand darin, nicht auf alte Privilegien zu rekurrieren, also Rechtstitel, die der Kaiser den Eidgenossen gewährt hatte, sondern sich als unabhängiger Staat auf die Souveränität zu berufen, welche die Eidgenossenschaft durch das eigene Schwert und Gottes Willen erlangt habe und seit langem uneingeschränkt pflege.<sup>15</sup> Das war konzeptionell ein Wechsel vom universalistischen Reichsrecht zum modernen partikularistischen Staatsrecht in der Tradition von Jean Bodin, der das Konzept der Souveränität erstmals 1576 theoretisch gefasst hatte. Die Eidgenossen brauchten je nach Kanton auch nach 1648 noch fast ein Jahrhundert, bis sie die Implikationen verstanden und auf einen Bezug zum Reich verzichteten, wie die oben erwähnten Kaiserinsignien in den Landkantonen beweisen. Wenn man so will, hatten die Schweizer in dem Moment, als sie sich – auf kantonaler oder auf gesamteidgenössischer Ebene – als Souveräne verstanden, das Heilige Römische Reich verlassen und waren damit in Europa angelangt. Die Alternative zur mittelalterlichen imperialen Ordnung des Abendlands, eine europäische „République universelle très-Chretienne“, wurde ebenfalls zuerst in Frankreich konzipiert, noch bevor sie dann Praun – wie erwähnt – als eine „allgemeine confoederatam Gentium Remp.[ublicam]“ aufgriff. Die französischen Anfänge der Idee liegen um 1630 im *Nouveau Cynée* des Emeric Crucé und beim Duc de Sully, dessen „Grand dessein“ eine Föderation der europäischen Mächte skizzierte.<sup>16</sup> Drei Gruppen von souveränen Staaten sollten sich dazu zusammenfinden: die Wahlmonarchien, die Erbmonarchien und drei um habsburgische Territorien vergrösserte Republiken, nämlich eine oberitalienische „République Ducale“, die Niederlande als „Republique Provinciale“ – und die „Republique des Helvetiens“. Diese „autorité réunie de tous les souverains“ würde gemeinsam nach aussen den türkischen Feind bekämpfen, aber dank einem „conseil général de l'Europe“ nach Mehrheitsprinzip auch im Inneren den Frieden sichern: nicht nur durch Interventionen bei zwischenstaatlichen Differenzen, sondern auch bei Konflikten zwischen Obrigkeiten und Untertanen. Den drei Republiken sprach Sully erheblichen territorialen Zuwachs zu und nahm sie praktisch gleichrangig im europäischen Mächtechor auf,

<sup>15</sup> Julia Gauss/Alfred Stöcklin, *Bürgermeister Wettstein. Der Mann – Das Werk – Die Zeit*, Basel/Genf 1953; Brigitte Meles (Hg.), *Wettstein – Die Schweiz und Europa 1648*, Basel 1998; Franz Egger, Wettsteins Lösung am Westfälischen Friedenskongress, in: Marco Jorio (Hg.), 1648. *Die Schweiz und Europa. Aussenpolitik zur Zeit des Westfälischen Friedens*, Zürich 1999, S. 79–83.

<sup>16</sup> Maximilien de Béthune, Duc de Sully, *Mémoires des sages et royales oeconomies d'estat domestiques, politiques et militaires de Henry le grand*, Bd. 1–2, Amsterdam [Château de Sully?] 1638.

wo ihnen zusammen mit dem Papst die Schiedsrichterfunktion unter den eifersüchtigen Monarchien zukommen sollte.<sup>17</sup>

Allerdings sah Sully auch für seinen eigenen, den französischen König eine Sonderrolle vor. Er war die Schutzmacht legitimer einzelstaatlicher Freiheit, „le protecteur et deffenseur de toutez libertez legitimes ou legitimées par une longue possession ou approbation universelle“.<sup>18</sup> Das entsprach dem französischen Selbstverständnis im 17. Jahrhundert, besonders unter Ludwig XIV., der diese Sonderrolle immer extensiver interpretierte. Nicht mehr der Kaiser, sondern der Sonnenkönig war jetzt die Hegemonialmacht, die Europa die Ordnung und den Frieden brachte, häufig allerdings auch den Krieg. Für die Eidgenossen war dies insofern von Bedeutung, als sie de facto als Schützlinge des französischen Königs galten, in dessen Heer der grösste Teil der Reisläufer Dienst tat. Der roi très chrétien sorgte auch dafür, dass die Schweiz, auch wenn sie nach 1648 bei Friedensschlüssen nicht direkt diplomatisch vertreten war, von den kriegführenden und Frieden schliessenden Mächten regelmässig in den Friedensvertrag eingeschlossen wurde. Das lief jeweils auf eine Bestätigung der Souveränität und des Territoriums hinaus, zumal wenn die Friedensverhandlungen und -schlüsse in der Eidgenossenschaft selbst stattfanden und dieser damit ein bisschen wie in Sullys Sinn eine Vermittlerrolle zukam (Baden 1714, Basel 1795). Man kann soweit gehen, dass diese äusseren Bestätigungen sogar die einzigen Belege für eine Souveränität der Eidgenossenschaft als Ganzer darstellten, denn im Inneren war ja nicht die Tagsatzung souverän, sondern jeder einzelne Kanton für sich.

Deutlich früher, vermutlich um 1610, zur Zeit König Heinrichs IV., entstand die wohl erste Darstellung der Helvetia (Abb. 6). „Königreichern gleich“ tritt dieses Wunder Schweizerland unter „Frömbde Stände“, umgeben von Fürstenvertretern, die um ihre Hand anhalten, von links nach rechts Spanien, die Niederlande, Savoyen, der Kaiser, Frankreich und Venedig.<sup>19</sup> Wenig später, im Dreissigjährigen Krieg, begannen öffentliche Debatten um die „Neutralität“, ein vorerst noch ungewohntes Wort und Konzept. Offiziell verkündete die Tagsatzung erstmals

<sup>17</sup> Der „dessein“ ist wiederholt thematisiert, vgl. Sully, *Mémoires des sages et royales oeconomies d'estat domestiques, politiques et militaires de Henry le grand*, Paris 1662, Bd. 3, S. 408–426; auch 41–49, 161–171, 172–179, 379–393, 458–464; Bd. 4, S. 65–69, 77–91.

<sup>18</sup> Sully, *Mémoires*, 1662, (Anm. 17), S. 43.

<sup>19</sup> Vgl. Thomas Maissen, Von wackeren alten Eidgenossen und souveränen Jungfrauen. Zu Datierung und Deutung der frühesten „Helvetia“-Darstellungen, in: *Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte* 56 (1999), S. 265–302, hier S. 281f.

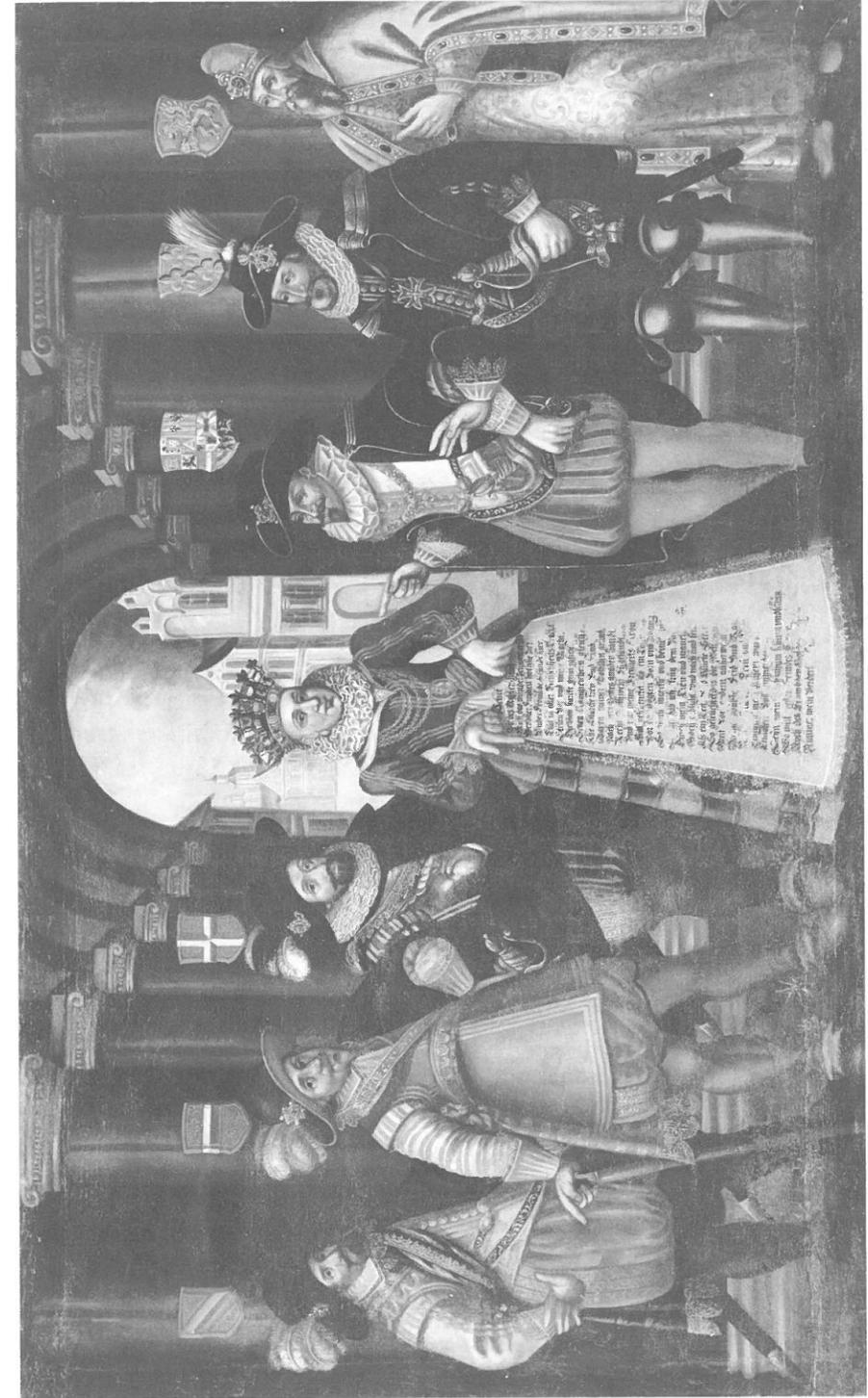


Abb. 6: Wunder Schweizerland, um 1610. Copyright: Schweizerisches Landesmuseum.

1674 „dass wir uns als ein Neutral Standt halten wollen“.<sup>20</sup> Nutzniesser dieser Neutralität war nicht nur die Eidgenossenschaft, weil äussere Mächte ihre internen Streitigkeiten weniger leicht ausnutzen oder durch Bündnisangebote die (konfessionellen) Lager gar gegeneinander aufbringen konnten. Vor allem Ludwig XIV. profitierte, wenn das neutrale Nachbarland ihm nicht nur Söldner vermietete, sondern diese – zumindest nach französischer Ansicht – auch gegen aktuelle und frühere Reichsterritorien eingesetzt werden durften, zu denen die Schweizer nun aufgrund ihrer Souveränität und Neutralität auf dieselbe Distanz gehen durften (und auch sollten) wie zu anderen Staaten.

Eine aktive politische Rolle konnte und wollte die intern uneinige Schweiz dagegen auch später nicht spielen, wie diese Allegorie auf den Siebenjährigen Krieg (1756–1763) zeigt (Abb. 7). Die europäischen Mächte sitzen beim Kartenspiel um einen Tisch, zuhause bei der Frau Germanin, also Deutschland (vorne links, stehend). Sie bittet die späten Gäste, dem Spiel ein Ende zu bereiten, also dem Krieg auf ihrem Territorium. Doch die Kartenspieler bleiben sitzen, vom preussischen Offizier in der Mitte unter dem Kronleuchter über England bis Schweden. Links hinten schaut ein Türke zum Fenster hinein und warnt, er werde die Lichter auslöschten, wenn die Spieler nicht bald nach Hause gehen. Am zweiten Fenster von rechts steht ein Pole, der sich Sorgen macht, ein ungebetener Gast könnte bei ihm eindringen. Der schweizerische Landammann neben ihm ist von dieser Sorge frei: „ich wollte auch keinem rathen, sich bey mir mit Gewalt zu Gaste einzuladen“.<sup>21</sup>

Die Schweizer Freiheit war ein Motiv, das in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts bei Aufklärern in ganz Europa thematisiert wurde. Trotzdem wurde diese alteuropäische Variante von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in der ständischen Gesellschaft wenig später durch die moderne, französische Freiheitsidee herausgefordert und ersetzt, ja usurpiert. Ab 1792 wurde die phrygische Mütze in Frankreich als „bonnet de Guillaume Tell“ bezeichnet und diente dort als antimonarchisch-republikanisches Symbol – während die Schweizergardisten in den Tuileries umgebracht wurden, als sie Ludwig XVI. gegen die revolutionären Sansculotten zu verteidigen suchten. Wenig später exportierten die Revolutionsheere und dann Napoleon den Tellenhut auf ihre Weise in dessen Heimat zurück: Im Frühling 1798 wurde die eine und unteilbare helvetische Republik ausgerufen. Der aus Metz stammende und in einer Solothurner Gemeinde eingebürgerte Künstler Laurent Louis

<sup>20</sup> *Eidgenössische Abschiede* 6, 1, S. 1688.

<sup>21</sup> Kirchner Feindflugblattsammlung der Staatsbibliothek Berlin; [http://staatsbibliothek-berlin.de/deutsch/ausstellungen/kirchner/rede\\_pix/03.jpg](http://staatsbibliothek-berlin.de/deutsch/ausstellungen/kirchner/rede_pix/03.jpg) [5.1.2008].



Abb. 7: Politisches Ombre-Spiel im Haus der Frau Germanin, 1757. Copyright: bpk/Staatsbibliothek zu Berlin, Handschriftenabteilung.

Midart widmete im selben Jahr dem helvetischen Direktorium eine symbolträchtige Radierung (Abb. 8). Auf dieser überreicht die personifizierte Freiheit mit der französischen Trikolore um den Hüften dem erweckten und erleuchteten Schweizer einen Hut mit der Schweizer Trikolore; im Hintergrund leuchtet der gallische Hahn in der aufgehenden Sonne. Das alte Symbol des Huts und das neue der Trikolore verbinden die alte, ständische und die neue, egalitäre Freiheit. Sie appellieren an die Tugend des Schweizers, der über seinen einstigen Verdiensten eingeschlafen ist, jetzt aber aufwachen soll und mit neuen Waffen versehen wird.<sup>22</sup>

Nicht nur die Franzosen erteilten den Schweizern Nachhilfeunterricht beim Übergang in die Moderne. Der aus Magdeburg gebürtige Heinrich Zschokke hat gleichsam die Schweiz „erfunden“, nachdem er sich zuerst konfrontiert sah mit einem „verdorrten politischen Gewächs des Mittelalters, ohne nationale Einheit, ohne gemeinsames Haupt, ohne festen Verband ihrer einzelnen kleinen Staaten, ohne Eintracht

<sup>22</sup> Martin Illi/Quirinus Reichen (Hg.), *Zwischen Entsetzen und Frohlocken. Vom Ancien Régime zum Bundesstaat 1798–1848. Ausstellungskatalog Bernisches Historisches Museum* 23. April bis 19. Juli 1998, Zürich 1998, S. 97f.

Abb. 8:  
Laurent Louis  
Midart, *Le réveil du  
suisse*, 1798.  
Copyright: Berni-  
sches Historisches  
Museum.



der Regierung mit den Regierten.“<sup>23</sup> Um in dieser unharmonischen Vielfalt ein Gemeinschaftsgefühl zu schaffen, veröffentlichte Zschokke in seiner eigenen Wochenzeitung *Der aufrichtige und wohlverfahrene Schweizer-Bote* Kapitel aus der Schweizergeschichte, die er 1822 gesammelt „für das Schweizervolk“ herausgab, auf Französisch dann als *Histoire de la Nation Suisse*. Anders als in der älteren Historiographie

<sup>23</sup> Zitiert bei Markus Kutter, *Die Schweizer und die Deutschen. Es hätte auch ganz anders kommen können ...*, Zürich 1995, S. 110.

trat nun das Volk als treibende Kraft in der Geschichte auf – oder vielmehr, als politischer Souverän, die Nation.<sup>24</sup>

Ganz anders sahen dies dagegen die reaktionären Eliten des Ancien Régime, die nach dem Sturz Napoleons 1815 auch in der Schweiz wieder an die Macht kamen. Die Eidgenossenschaft, die ihnen vorschwebte, war ein lockeres Bündnis von souveränen Kleinstaaten und in das Metternich'sche System voll eingebunden. Auf den Kongressen in Paris und Wien erwogen die Grossmächte gar, ob nicht die Eidgenossenschaft und Niederlande wieder Deutschland angegliedert werden sollten, gleichsam als Flankenmächte; oder ob die Schweiz, wie Holland, von einer Republik in eine Monarchie umgewandelt werden sollte, damit dort nicht jedes „halsstarrige Despötlein“ in seinem „Krähwinkel“ Kirchturmpolitik betreibe.<sup>25</sup> Tatsächlich waren die Eidgenossen selbst uneinig, ja zerstritten, ihre Gesandten ohne Einfluss, so dass der Philosoph Paul Ignaz Vital Troxler etwas fatalistisch schrieb: „In Rücksicht der Aussenverhältnisse erwartet die Schweiz in gesetzter Ruhe vertrauensvoll die Beschlüsse und Massnahmen der hohen Verbündeten, deren Siege das Volk als die seiner eigenen Unabhängigkeit ansah.“<sup>26</sup> Die Eifersucht der europäischen Herrscher und das aktive Wohlwollen des russischen Zaren Alexander führten schliesslich dazu, dass die Schweiz die einzige Republik war, welche das Revolutionszeitalter in dieser Verfassungsform überlebte. Strukturell zur Aussenpolitik unfähig, erhielt sie zudem von den Grossmächten ihre Nische garantiert, da die „Neutralität und Unverletzbarkeit der Schweiz und ihre Unabhängigkeit von jedem fremden Einfluss in dem wahren Interesse der Politik ganz Europas“ liege.<sup>27</sup> Das war nicht etwa der Lohn für eine bis dahin konsequente aussen- oder gar neutralitätspolitische Linie des Landes, sondern ein Ausweg aus einer für alle Beteiligten unbefriedigenden und perspektivenarmen Situation, für die Charles Pictet de Rochemont – eigentlich der Unterhändler der sich erst gerade der Eidgenossenschaft anschliessenden Republik Genf – die glücklichen Formulierungen fand.

Wie rückständig die Schweiz mit ihrem Erbe des Ancien Régime im europäischen Vergleich erscheinen konnte, zeigte Alexis de Tocqueville 1848 in seinem „Rapport sur *La démocratie en Suisse* (1843) de

<sup>24</sup> Heinrich Zschokke, *Des Schweizerlands Geschichten*, Aarau 1822; ders., *Histoire de la nation suisse*, Aarau 1823.

<sup>25</sup> Die Zitate des preußischen Generals Knesebeck und des Jenaer Professors Oken bei: Kutter, *Schweizer*, 1995 (Anm. 23), S. 99.

<sup>26</sup> Zit. Kutter, *Schweizer*, 1995, (Anm. 23) S. 102.

<sup>27</sup> Vgl. hierzu Paul Schweizer, *Geschichte der Schweizerischen Neutralität*, Frauenfeld 1895, S. 594, 611–613.

Antoine Eliséé Cherbuliez“, einer ausführlichen Rezension zu diesem Werk eines konservativen Genfers. Rückblickend hielt Tocqueville fest, dass die Schweiz in Bezug auf die Freiheitsrechte im Jahr 1798 viel schlechter dastand als die europäischen absolutistischen Monarchien: keine oder kaum Pressefreiheit, fehlende Versammlungs-, Rede- und Gewerbefreiheit, keine Steuergleichheit, wenig Rechtsschutz wegen fehlender Gewaltenteilung, keine Religionsfreiheit und damit einhergehend Unterdrückung aller nonkonformen Religionsgruppen.<sup>28</sup> Schon ein Jahrzehnt früher, 1836, in seinem Reisebericht *Voyage en Suisse*, kam Tocqueville zur als Paradox formulierten Einsicht: „A tout prendre, le royaume d'Angleterre semble beaucoup plus républicain que la République helvétique.“<sup>29</sup> Den Schweizern fehle der tiefe Respekt für Recht und Legalität, die Abneigung gegen die Gewaltanwendung, wie sie für die Engländer so charakteristisch seien.<sup>30</sup>

Der Liberale Tocqueville erfasste die Eidgenossenschaft ursprünglich als reformunfähiges Produkt des Ancien Régime und besonders die Landsgemeindedemokratie der kleinen Orte als mittelalterliches Relikt. In der Sonderbundskrise wandelte sich aber die Situation, und Tocqueville deutete nun die Schweizer Verhältnisse als Teil einer für Europa exemplarischen Auseinandersetzung zwischen den Kräften des Alten und des Neuen. „Ce qui se passe en Suisse n'est pas un fait isolé. C'est un mouvement particulier au milieu du mouvement général qui précipite vers sa ruine tout l'ancien édifice des institutions de l'Europe. Si le théâtre est petit, le spectacle a donc de la grandeur. ... Un même peuple, composé de plusieurs races, parlant plusieurs langues, professant plusieurs croyances, différentes sectes dissidentes, deux églises également constituées et privilégiées, toutes les questions de politique tournant bientôt en questions de religion, et toutes les questions de religion aboutissant à des questions de politique ; deux sociétés, enfin, l'une très vieille, l'autre très jeune, mariées ensemble malgré la différence de leurs âges. Tel est le tableau qu'offre la Suisse.“<sup>31</sup>

Tatsächlich war die Sonderbundskrise und die Bildung des Bundesstaats der wohl einzige Moment in ihrer Geschichte, in dem die Schweizer europaweit eine politische Vorreiterrolle übernahmen. Aus der Sicht des konservativen Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preussen sah dies

<sup>28</sup> Alexis de Tocqueville, Rapport sur „La démocratie en Suisse“ de Cherbuliez (1848), in: ders., *Œuvres*, Bd. 1, Paris 1991, S. 638.

<sup>29</sup> Alexis de Tocqueville, *Voyage en Suisse 1836*, in: ders., *Œuvres*, 1991, (Anm. 28), S. 618.

<sup>30</sup> De Tocqueville, *Œuvres*, 1991, (Anm. 28), S. 619.

<sup>31</sup> De Tocqueville, Rapport (Anm. 28), S. 635f.

so aus: „In der Schweiz handelt es sich für uns, für die Grossmächte, ganz und gar nicht um Recht oder Unrecht in der Eidgenossenschaft, gar nicht um Jesuiten und Protestanten, sondern allein darum: ob die Seuche des Radikalismus ... die Herrschaft in der Schweiz durch Mord, Blut und Tränen erringen und so ganz Europa gefährden soll oder nicht.“<sup>32</sup> Der preussische König machte sich zurecht Sorgen, denn wenig später brach in Frankreich und dann auch in Preussen, Österreich, den deutschen Kleinstaaten und schliesslich in fast ganz Europa die 48-er Revolution aus.

Ihr ging die sogenannte Adressenbewegung voran, als Liberale aus ganz Europa Ende 1848 der Tagsatzungsmehrheit zu ihrem Sieg über den Sonderbund gratulierten und die Schweiz als „Zufluchtsstätte der Freiheit in Europa“ hochleben liessen.<sup>33</sup> Als „Gardiens de la liberté“, als fast einzige Hüter der europäischen Freiheit seit 600 Jahren,<sup>34</sup> titulierte sie die *Association démocratique* in Brüssel in einem Gratulationsschreiben, das ein gewisser Karl Marx mitunterzeichnete. Die Botschaft der Heidelberger Liberalen, vom 11. November 1847, erklärte: „Einer so durchaus guten, in dem europäischen Kampfe für die Freiheit so wichtigen, einer so weise und achtungswürdig verteidigten Sache müssen alle edlen Herzen den Segen des Himmels und die vollkommensten Siege ... innigst wünschen. ... Nochmals also Gottes Segen für die gute und gerechte, für die grosse Sache der Schweiz! Sie ist auch die deutsche, die europäische Sache!“<sup>35</sup> Als Resultat der Revolution war die Schweiz allerdings europaweit auf sich allein gestellt in ihrer Verbindung aus alteuropäischem Republikanismus und Föderalismus einerseits, modernem Liberalismus und Verfassungsstaat andererseits. Den überall sonst erfolgreichen europäischen Monarchen und Restauratoren diente sie vor allem als Mistkübel, um die radikalliberalen Oppositionellen als Flüchtlinge in die schweizerische Freiheitsmütze hineinzuwischen (Abb. 9).

Tocqueville, der in dieser tumultuösen Zeit vorübergehend Minister war, war wohl nicht der einzige Repräsentant einer Grossmacht, der die Schweizer mit eher herablassenden Worten bedachte, die in stolzem Hochmut dem zumeist feindlichen Ausland begegneten: „Il n'y a pas un de ces paysans qui ne croie fermement que son pays est en état de

<sup>32</sup> Am 4. 12. 1847, zit. bei: Peter Huber / Josef Lang (Hg.), *Solidarität mit der schweizerischen Revolution: die deutsche „Adressen“-Bewegung 1847/48*, Zürich 1998, S. 7.

<sup>33</sup> Huber/Lang, *Solidarität*, 1998, (Anm. 32), S. 45.

<sup>34</sup> Huber/Lang, *Solidarität*, 1998, (Anm. 32), S. 57.

<sup>35</sup> Huber/Lang, *Solidarität*, 1998, (Anm. 32), S. 35.



Abb. 9: Ferdinand Schröder, *Europa am Ende der Revolution, 1849*. Copyright: Deutsches Historisches Museum, Bildarchiv (GR000288).

braver tous les princes et tous les peuples de la terre.<sup>36</sup> Die martialische Rhetorik einzelner radikaler Politiker im frühen Bundesstaat – besonders während aussenpolitischer Krisen wie dem Neuenburger und dem Savoyer Handel – wich jedoch bald einer pragmatischen Aussenpolitik, und die Friedfertigkeit im Inneren wie gegen aussen wurde zusehends als Merkmal verstanden, mit dem sich die Eidgenossen gerade von den benachbarten Grossmächten unterschied. Auch die Sonderstellung als Republik blieb der Schweiz im 19. Jahrhundert vorerst erhalten, als die Schwesterrepubliken lange Zeit nur in Übersee, in Nord- und Südamerika lagen. Erst 1871 erhielt auch Frankreich wieder eine freistaatliche Verfassung, so dass sich die Schweiz 1889 bei der Zentenarfeier gemeinsam mit dem grossen Nachbarland als Erbin der Französischen Revolution feiern konnte, während die Monarchien eher missmutig einem Anlass zuschauten, den sie allein mit dem diskreditierten Jakobinismus und der Guillotine im Hintergrund assoziierten (Abb. 10). Die Industrie- und Bergarbeiter im Vordergrund des Bildes führten vor

<sup>36</sup> Alexis de Tocqueville, *Œuvres Complètes – Tome XII Souvenirs*, Paris 1964, S. 246.

Augen, dass es sich bei der Schweiz um eine moderne Nation handelte, die zu Grossprojekten wie dem Gotthardtunnel fähig war. Dank Henri Dunants Gründung des Roten Kreuzes ergab sich auch eine mit der dauernden Neutralität konforme, parastaatliche Möglichkeit, in der europäischen Staatenwelt eine Rolle zu spielen. Allerdings mussten die Eidgenossen merken, wie sie selbst in ihren Kernkompetenzen, den humanitären Fragen, gegenüber den monarchischen Grossmächten an Einfluss verloren, wie dies etwa an den Haager Friedenskonferenzen 1899 und 1906 deutlich wurde. Diese stellten in ihrer imperialistischen Kraftentfaltung ein Modell dar, dem sich die Eidgenossen keineswegs verschlossen, sondern an dem sie wirtschaftlich und durch eine gewichtige Emigration nach Übersee partizipierten. Ab 1871 galt – zumindest in der Deutschschweiz – eine stets wachsende Bewunderung der Entwicklung im wilhelminischen Kaiserreich, nicht zuletzt bei den Vertretern der „Neuen Richtung“ um Ulrich Wille, welche die Armee am preussischen Vorbild ausrichtete, so dass mancher Republikaner beim Kaiserbesuch Wilhelms II. 1912 stramm stand.

Abb. 10: *Centenaire der Revolution, Nebelspalter 1889*. Copyright: Nebelspalter.

Mit dem Ersten Weltkrieg und dem Chauvinismus, der ihn vorbereitet hatte, wurde die Zuversicht einer Epoche erschüttert, in der viele Schweizer sich als Teile eines bürgerlichen Europa verstanden hatten, das die Welt beherrschte, aber untereinander seine Bürger ihren Ge-



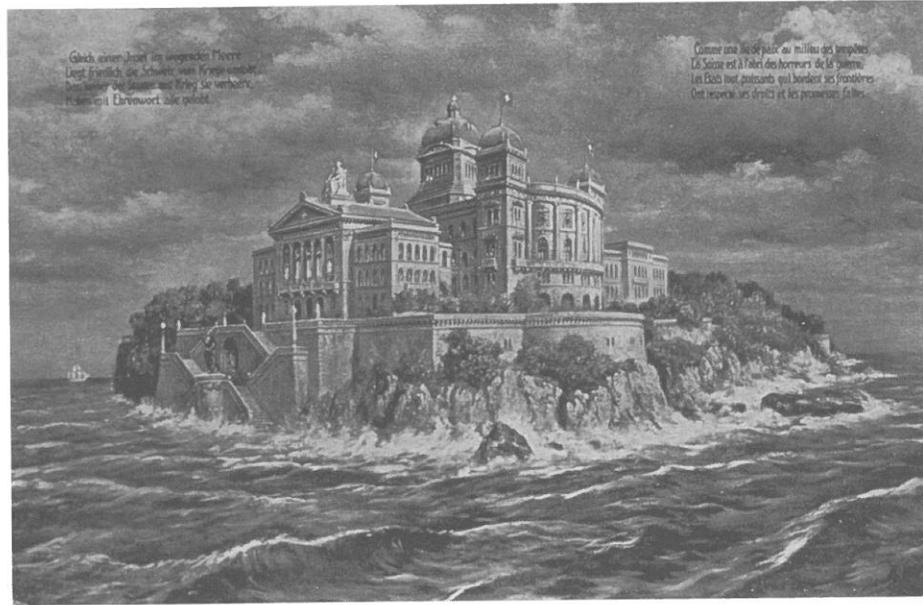


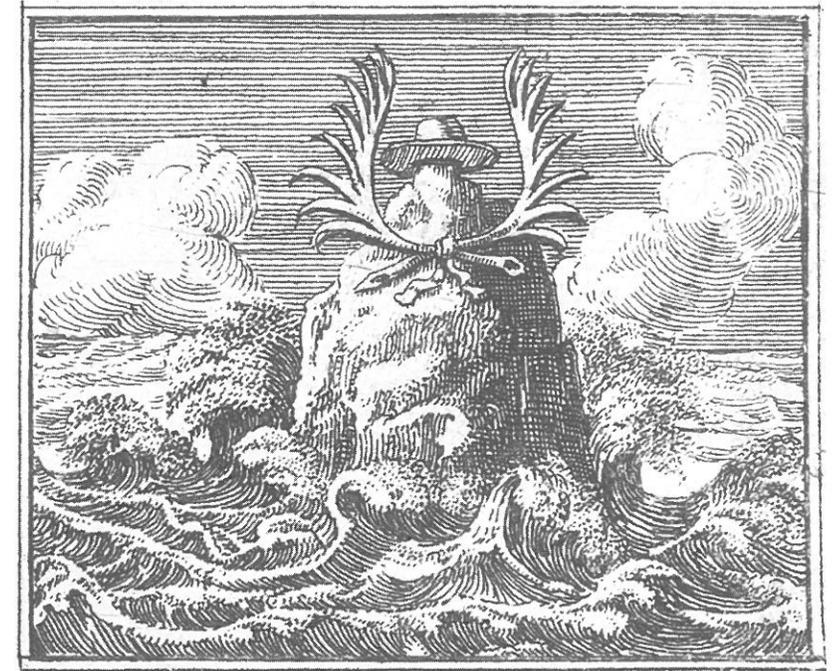
Abb. 11:  
Die Schweiz als  
Insel, Postkarte  
1917. Copyright:  
Schweizerisches  
Landesmuseum.

schäften nachgehen liess, ohne dass sie etwa beim Grenzübergang Pässe vorzeigen mussten. Wie eine Postkarte von 1917 zeigt (Abb. 11), konnte sich die Schweiz als Insel der Glückseligen im tosenden Meer verstehen – zumindest bis zum auch für dieses Land traumatischen Kriegsende. Dieses Selbstverständnis war nicht neuartig, sondern konnte auf eine längere Tradition zurückblicken. Bereits während des Spanischen Erbfolgekrieges (1701–1713) hatte ein Zürcher Neujahrsblatt 1704 die Neutralität des Landes versinnbildlicht und unter anderem mit dem Felsen im tosenden Meer zum Ausdruck gebracht: „Non frangitur undis“, die Insel wird von den Wogen nicht gebrochen. Zwei Palmwedel symbolisieren den Frieden, und auf der Bergspitze liegt ein Freiheitshut als Zeichen der republikanischen Souveränität.<sup>37</sup>

Dass es der Schweiz erspart blieb, in den Ersten Weltkrieg hineingezogen zu werden, bedeutete aber nicht, dass sie von den enormen Spannungen der Zeit verschont worden wäre. Die Eidgenossen erlebten die Spannungen zwischen den politischen und kulturellen Hegemonialansprüchen nicht nur bei ihren verwandten und sich bitter bekämpfenden Nachbarvölkern, sondern auch im eigenen Land, das sich durch die

<sup>37</sup> Vgl. zu diesem Bild auch: Thomas Maissen, Wie aus dem heimtückischen ein weiser Fuchs wurde. Die Erfindung der eidgenössischen Neutralitätstradition als Anpassung an das entstehende Völkerrecht des 17. Jahrhunderts, erscheint in: Michael Jucker/Martin Kintzinger (Hg.), *Rechtsformen Internationaler Politik. Theorie, Norm und Praxis vom 12. bis 18. Jahrhundert*, Berlin 2008.

Abb. 12:  
Johannes Meyer,  
Neujahrsblatt  
Feuerwerker, 1704.  
Copyright: Zentral-  
bibliothek Zürich.



Loyalitäten für Entente und Mittelmächte entlang den Sprachgrenzen aufteilte. Verstärkt wurde dieses Gefühl eines gesamteuropäischen Niedergangs durch den Landesstreik im November 1918, womit eine ähnliche revolutionäre Entwicklung wie in Russland oder Deutschland sich abzeichnen schien. Insofern war das entschiedene Eintreten des Bundesrats für den Beitritt zum Völkerbund vor allem eine Reaktion auf die innere Zerrissenheit: Langfristige positive Parallelen zwischen der Schweiz und der Aussenwelt sollten die aktuellen negativen Gemeinsamkeiten verdrängen, wenn Bundesrat Felix Calonder meinte, die „Stärkung des Rechts- und Friedensgedankens im internationalen Leben“ sei das aussenpolitische Ziel der Schweiz, deren eigenes politisches Leben „gleichsam als die Vorstufe des künftigen Völkerbunds“ erscheine. „Nie ist die internationale Mission eines Volkes klarer und selbstverständlicher gewesen als diejenige der Schweiz, Frieden und Freundschaft unter allen Völkern zu fördern und der Welt durch ihr Beispiel zu beweisen, dass verschiedene Rassen- und Sprachstämme zu einer glücklichen Gemeinschaft verbunden werden können.“<sup>38</sup>

<sup>38</sup> Zitiert bei Carlo Moos, *Ein Aufbruch von geringer Nachhaltigkeit. Zur Völkerbundsdebatte nach dem 1. Weltkrieg*, in: Sebastian Guex et al. (Hg.), *Krisen und Stabilisierung. Die Schweiz in der Zwischenkriegszeit* (Die Schweiz 1798–1998: Staat – Gesellschaft – Politik, Bd. 2), Zürich 1998, S. 47–60, hier S. 47f.

In seiner Erklärung zur Abstimmung wurde der Bundesrat noch deutlicher in seinem Engagement für eine internationale Ordnung: „Eine einzigartige Gelegenheit, über unsere räumliche Kleinheit, die leider manchmal auch eine geistige Enge bedeutet, hinauszuwachsen, ist uns jetzt geboten. ... Wie stünden wir da, wenn wir in einem grossen geschichtlichen Augenblick, aus Kleinmut, aus Skepsis, oder Selbstsucht unterlassen hätten für eine Sache einzutreten, welche die Sache der Menschheit und die Weiterentwicklung unseres eigenen Staatsgedankens ist.“<sup>39</sup> In diesem fast schon idealistischen Sinn engagierte sich die Schweiz wie wenige andere im Völkerbund, nicht nur als dessen Sitz (Genf), sondern auch mit wichtigen Konferenzen (Lausanne 1923, Locarno 1925) und in Schieds- und Schiedsgerichtsverfahren und hochpolitischen Streitschlichtungen (Oberschlesien, Saarland-Plebiszit, Danzig).

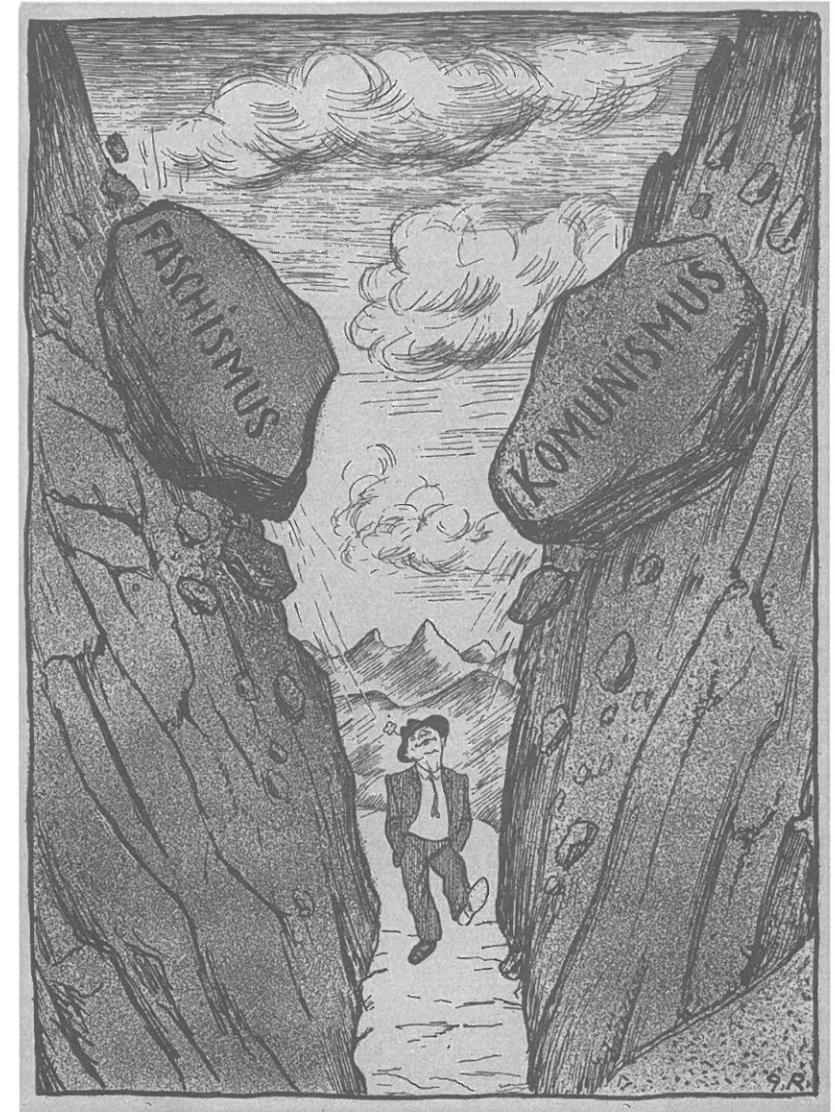
Die Befürworter des Völkerbunds sahen sich in ihren Hoffnungen auf eine erneuerte Stabilität und Prosperität in der Welt bald enttäuscht. Die katastrophale Entwicklung nach der Weltwirtschaftskrise liess die Freunde des Völkerbunds – wie etwa den Aussenminister Giuseppe Motta – zusehends als weltferne Optimisten dastehen, die ihre Augen vor den Gefahren verschlossen, die inner- und ausserhalb der Schweiz von Faschismus und Kommunismus ausgingen (Abb. 13). Die Devise der geistigen Landesverteidigung lautete deshalb „hochgemuter Pessimismus“. Der Zürcher Mediävist Karl Meyer prägte diese sehr erfolgreiche Formel 1938, unmittelbar nachdem die Westmächte die Tschechoslowakei in München Hitler ausgeliefert hatten.<sup>40</sup> Hochgemuter Pessimismus bedeutete, dass man von den auswärtigen Mächten nur das Schlimmste gewärtigen dürfe, aber im Vertrauen auf die eigene Kraft diesen fremden Herausforderungen mit Zuversicht entgegenblicken könne. Die Besinnung auf das Eigene, die Bereitschaft zum Kampf gegen aussen – das waren die Lektionen, welche die Schweizer im Zeichen der Geistigen Landesverteidigung aus dem Zusammenbruch der Nachkriegsordnung zogen.

Helvetia als säkularisierte Schutzmantelmadonna, die ihre Kinder vor dem Pöbel aus der Nachbarschaft schützt (Abb. 14) – das war das Bild für die Schweiz in dieser feindlichen Umwelt. Die Bedrohung wurde nicht auf Stalins Russland, Hitlers Deutschland oder Mussolinis Italien allein zurückgeführt, auch das sozialistische Volksfrontexperiment in

<sup>39</sup> Moos, *Aufbruch*, 1998, (Anm. 38), S. 50.

<sup>40</sup> Thomas Maissen, Hochgemuter Pessimismus. Zum Selbstverständnis einer Generation, *NZZ* 166, 19. Juli 2000, S. 15.

Abb. 13:  
Der politische  
Optimist.  
Nebelspalter,  
Oktober 1936.  
Copyright:  
Nebelspalter.

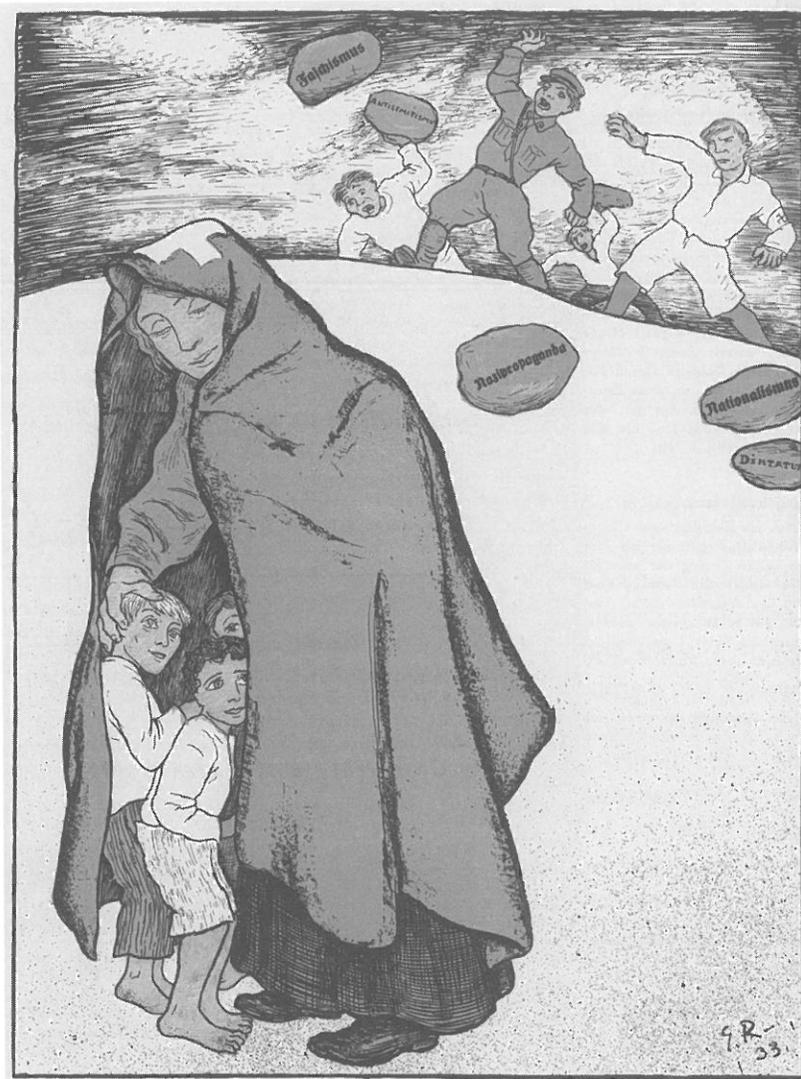


### Der politische Optimist

„Ich gang min grade Wäg wyter, duliduu!“ — —

Frankreich wurde als fremdartig empfunden, und der österreichische, ständestaatliche Klerofaschismus widersprach ebenfalls dem in der Schweiz vorherrschenden säkularen Staatsverständnis. Da die anglo-amerikanische Welt nicht nur geographisch fern lag, sondern auch wenig vertraut war, insbesondere die isolationistischen USA, schien das Ausland generell wenig Vorbildliches zu bieten. Eine Ausnahme stellte

Abb. 14:  
Helvetia hat neue  
Mutterpflichten.  
Nebelspalter, Juni  
1933. Copyright:  
Nebelspalter.

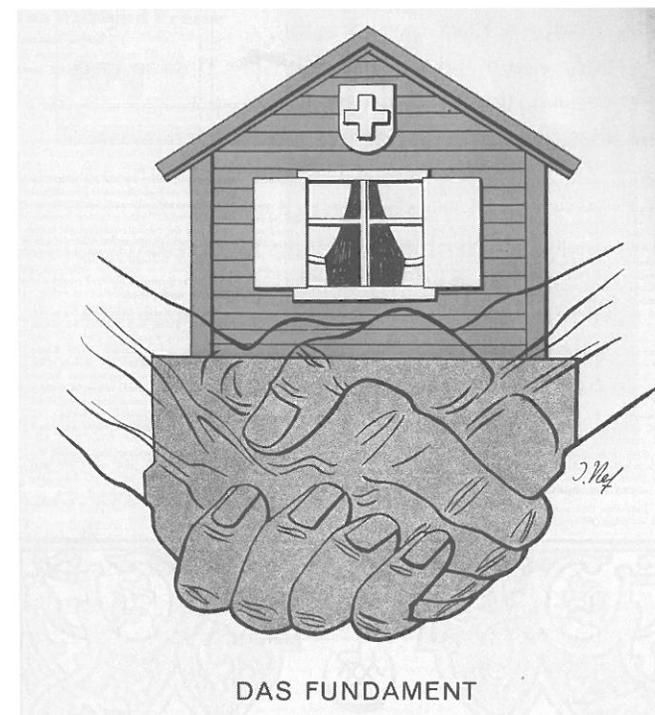


allenfalls Finnland dar, das sich im Winterkrieg 1939/40 als kleines Land gegen die Sowjetunion zu behaupten verstand. Doch die anderen europäischen Länder mit Schweizer Dimensionen, von der Tschechoslowakei über die Niederlande bis Norwegen, gerieten alle chancenlos unter deutsche Besatzung. So war die Schweiz ab 1940 vollumfänglich von autoritären oder totalitären Regimes umgeben. Europa, ein „neues Europa“ gar, hatte in diesen finsternen Jahren nichts Attraktives: Es war ein Propagandaschlagwort der Nazis in ihrem Krieg gegen die Sowjetunion und für eine hegemoniale Ordnung des Kontinents, von der sich in der

Schweiz weder Eliten noch die breite Bevölkerung etwas versprechen konnten. In einem von den faschistischen Regimes dominierten Europa wäre die helvetische Staatsidee, welche Teile von drei Kulturnationen vereinte, gegen den Rassenwahn der Nachbarn im Norden und Süden nicht aufrechtzuerhalten gewesen. Diese Tatsache verstärkte das geistige Abgrenzungsbedürfnis und die Rückbesinnung auf das Eigene bei den Schweizern noch weiter – mit dezidiert demokratischen ebenso wie mit kleinlichen und autoritären Elementen.

Bei der Abgrenzung von diesem feindlichen Umland war der Zweite Weltkrieg für die Schweiz ein integratorischer Glücksfall. Der Weltkrieg, sonst überall ein Trauma aus Gewalt und Grausamkeit, Schwäche und Niederlage, Verrat, Kollaboration und Völkermord, wurde für die Schweizer im Rückblick zu einer bestandenen Bewährungsprobe, zu einem Endpunkt für das Landesstreiktrauma und zum Anfang der konsensdemokratischen „Zauberformel“ durch den Einschluss der Sozialdemokraten in den Bundesrat, wofür das Friedensabkommen zwischen den Tarifpartnern in der Metallbranche von 1937 als symbolischer Akt galt (Abb. 15). Die Schranken von Sprachen, Konfessionen, sozialen Schichten und Interessen schienen in der nationalen Verteidigungsgemeinschaft aufgehoben.

Abb. 15:  
Das Fundament.  
Nebelspalter,  
November 1938.  
Copyright:  
Nebelspalter.



So konnte der Zweite Weltkrieg positiv und sinnstiftend für die schweizerischen Zeitgenossen gedeutet werden, die ihn unter erheblichen persönlichen Verzichtleistungen hinter sich gebracht hatten. Als Erinnerung an diese eigene Leistung, konnte man 1989 in der so genannten Übung „Diamant“ des Kriegsausbruchs feierlich gedenken – ein Jubiläum, das keines der anderen, vom Krieg schwer beeinträchtigten europäischen Länder hätte begehen wollen. Diese fast uneingeschränkt positive Erinnerung unterschied die Erfahrung des Zweiten Weltkriegs auch fundamental von derjenigen des Ersten Weltkrieges, der zwar auch heil überstanden worden war, aber mit innerer Spaltung und Landesstreik als nationales Trauma in einem durchaus europäischen Rahmen empfunden worden war – und deshalb die Teilnahme am europäischen Experiment des Völkerbunds provoziert hatte. Von solchen Experimenten wollten die über die internationalen Friedensbemühungen ernüchterten Schweizer nach 1945 nichts mehr wissen. Die UNO war keine Option, zumal sie von Siegermächten dominiert wurde, die als aussereuropäisch empfunden wurden. Stattdessen wählte die Schweiz einen Alleingang zwischen den ideologischen Blöcken, im Vertrauen auf die eigenen Kräfte und ohne Illusionen darüber, dass supranationale Prozesse zu dauerhaften positiven Lösungen führen könnten.

Insofern blickte man selbstzufrieden auf die langen Jahrhunderte der – nur durch die Revolutionstruppen und Napoleon unterbrochene – nationalen Unversehrtheit zurück, die in den Weltkriegen des 20. Jahrhunderts ihre schwerste Prüfung glanzvoll bestanden und damit das Land aus dem ausgebluteten Europa herausgehoben hatte. In dieser Sichtweise hatten sich vermeintlich zeitlose Schweizer Tugenden bewährt: Neutralität, Milizwesen, Wehrwille, Fleiss, Bescheidenheit, Solidarität, all die von der geistigen Landesverteidigung gepredigten Werte waren scheinbar nichts anderes als die ewig alten Tugenden der Eidgenossen. So glaubten sich die Schweizer gleichsam aus dem historischen Umfeld enthoben, als wäre das eigentliche Wesen des Landes davon unabhängig: Ob 1291 oder 1940, ob Gessler oder Hitler – der Gang der Geschichte war nichts als eine Reihe von Prüfsteinen für die Eidgenossenschaft, welche sie bestehen würde, solange sie ihrer eigentlichen, unveränderlichen Art treu blieb. Dieses Geschichtsbild wurde im Kalten Krieg gegen Moskau gepflegt, liess sich aber auch in die Zeit nach 1989 verlängern, indem Brüssel und zeitweise – in der Weltkriegsdebatte um Raubgold und nachrichtenlose Vermögen 1996–1998, aber auch während des Irakkriegs – sogar Washington den Platz der fremden Bedrohung einnahmen. Gerade angesichts der

Vielfalt in der Schweiz, mit wenig objektiven Gemeinsamkeiten ihrer Bürgerinnen und Bürger, blieb die Landesgeschichte für die nationale Identität zentral, eine Geschichte der anhaltenden Gefährdung von aussen und, als Reaktion darauf, der Wahrung eidgenössischer Prinzipien und einer proklamierten Andersartigkeit.

Im 21. Jahrhundert ist es tatsächlich möglich, dass die Schweiz ihre Eigenart in einem vereinten, friedlichen Europa verlieren wird, da von den kulturell ohnehin sehr präsenten gleichsprachigen Nachbarländern keine Gefährdung mehr ausgeht – und damit auch die kollektive Abgrenzung nicht mehr notwendig ist. Umso mehr muss die Schweiz substanziell und positiv definiert werden, wenn sie als Staat Bestand haben soll. Es gibt dafür durchaus genügend Beispiele, von der Gemeindeautonomie über den Föderalismus zur direkten Demokratie – auch wenn die strukturkonservativen Auswirkungen dieser Verfassungselemente deutlich zutage treten.

Die Ausrichtung auf eine idealisierte Vergangenheit droht dagegen, das Wesentliche aus den Augen zu verlieren. Das gilt insbesondere für die Neutralität. Man kann durchaus der Überzeugung sein, dass für einen – in politischer Hinsicht – Kleinstaat die Neutralität weiterhin sinnvolle aussenpolitische Handlungsspielräume eröffnet. Aber die Bedeutung als mit grossem Abstand wichtigstem Identitätsfaktor für die Schweizerinnen und Schweizer ist völlig unverhältnismässig im Vergleich zur internationalen Bedeutung, welche die Neutralität heute noch hat. Dazu hat Herbert Lüthy bereits 1961 in „Die Schweiz als Antithese“ geäussert, wir scheinen „uns hinter einer traditionellen Neutralität zu verschanzen, die sich auf eine gar nicht mehr bestehende historische Konfliktsituation bezog, fast als müsse Europa gespalten bleiben, damit die Schweiz darin neutral bleiben kann. Denn die Frage, in welchem internationalen Konflikt und zwischen welchen Parteien er und sein Land denn eigentlich neutral seien, vermag heute den mittleren Schweizer Bürger in grosse Verlegenheit zu stürzen, als hätte er nie darüber nachgedacht.“<sup>41</sup> Das schrieb Lüthy wie erwähnt 1961, während des Kalten Krieges, in dem der „mittlere Schweizer Bürger“ viel dezidiert im antikommunistischen Lager stand als viele Einwohner von Nato-Staaten. Und wenn dann heutzutage jemand über internationale Konfliktlagen nachdenkt und, wie der vorübergehende Justizminister, Christoph Blocher, zum Schluss kommt, die Schweiz müsse neutral bleiben in der Auseinandersetzung zwischen dem Westen und dem

<sup>41</sup> Herbert Lüthy, *Essays I 1940–1963*, in: ders., *Gesammelte Werke III*, Zürich 2003, S. 424.

islamistischen Terrorismus, denn Terrorismus sei „eine Kriegsform in einer Auseinandersetzung zwischen grossen Machtgebilden“ – dann ist entweder die Neutralität zum „l'art pour l'art“ verkommen oder aber das Sensorium dafür verschwunden, dass auch wir Schweizer einer Welt mit Werten angehören, die es verdienen, verteidigt zu werden; und das ist die westliche.<sup>42</sup>

Ist es sinnvoll, diese westlichen Traditionen aufzugliedern, um überlebte Feindbilder weiter zu pflegen oder gar neu zu konstruieren? Genau dies unternimmt einer der besten Schweizer Journalisten und Chefredaktor der NZZ am Sonntag, Felix E. Müller, in einem Leitartikel über „Zürich und seine fatale Liebe zu Berlin“. Von den 1. Mai-Krawallen über die Friedensbewegung und die Love Parade führt Müller zu den Intellektuellen, die ihren „Diskurs in der Enge“ durch Aufenthalte an der Spree befruchten wollten, während umgekehrt die Deutschen mit ihrer rhetorischen Brillanz billige Erfolge bei den Eidgenossen suchten. Dabei werde etwa die deutsche Holocaust-Selbstanklage importiert, so durch Adolf Muschg, der sich in einer sehr problematischen Reihe wiederfinden muss, die von Gottfried Keller über den Nazi-Poeten Jakob Schaffner und Thomas Hürlimann bis zu Roger Schawinski und Frank A. Meyer reicht. Felix Müller beendet seine Argumentation mit dem Rekurs auf den Germanisten Karl Schmid und seine Studie über das *Unbehagen im Kleinstaat*<sup>43</sup> zurück: „Dabei hat die Schweiz in dem Ausmass Erfolg, wie sie sich dem deutschen Vorbild verweigert, wofür Karl Schmid, ein führender Publizist der Nachkriegszeit, einmal den Begriff der Gegenläufigkeit geprägt hat. Mitläufer sind es, was wir am 1. Mai – und auch sonst viel zu häufig – sehen.“<sup>44</sup>

Reicht es für eine Schweiz mit Zukunft, gegenläufig zu sein? Mitläufer und Gegenläufer, Konventionelle und Unkonventionelle sind gleichermaßen pathologische Formen von Geselligkeit, in denen wir uns nicht als etwas Eigenständiges zu definieren verstehen, sondern nur durch unsere Gleichartigkeit oder Andersartigkeit im Vergleich zur Umwelt. Die Schweiz der Zukunft hat mehr verdient als die Verabsolutierung von Neutralität und Alterität – und Europa mehr, als eine Schablone der helvetischen Ängste zu liefern.

<sup>42</sup> Christoph Blocher, Wir müssen vermeiden, Partei zu ergreifen, *NZZ am Sonntag*, 11. April 2004, S. 12.

<sup>43</sup> Karl Schmid, *Unbehagen im Kleinstaat: Untersuchungen über Conrad Ferdinand Meyer, Henri-Frédéric Amiel, Jacob Schaffner, Max Frisch, Jacob Burckhardt*, Zürich 1963.

<sup>44</sup> Felix E. Müller, Zürich und seine fatale Liebe zu Berlin, *NZZ am Sonntag*, 6. Mai 2007, S. 21.

## Quellen

Maximilien de Béthune, Duc de Sully, *Mémoires des sages et royales oeconomies d'estat domestiques, politiques et militaires de Henry le grand*, Bd. 1–2, Amsterdam [Château de Sully?] 1638.

Maximilien de Béthune, Duc de Sully, *Mémoires des sages et royales oeconomies d'estat domestiques, politiques et militaires de Henry le grand*, Paris 1662.

*Amtliche Sammlung der Eidgenössischen Abschiede* (EA), Luzern 1858–1886.

Wolfgang Harms/Beate Rattay, *Illustrierte Flugblätter aus den Jahrhunderten der Reformation und der Glaubenskämpfe*, Coburg 1983.

Otto Herding/Dieter Mertens, *Jakob Wimpfeling: Briefwechsel Erster Teilband*, München 1990.

Martin Illi/Quirinus Reichen (Hg.), *Zwischen Entsetzen und Frohlocken. Vom Ancien Régime zum Bundesstaat 1798–1848. Ausstellungskatalog Bernisches Historisches Museum 23. April bis 19. Juli 1998*, Zürich 1998.

Herbert Lüthy, *Essays I 1940–1963*, in: ders., *Gesammelte Werke III*, Zürich 2003.

Enea Silvio Piccolomini, *Cosmographia in Asiae & Europae eleganti descriptione*, Paris 1509.

Enea Silvio Piccolomini, *De Constantinopolitana clade*, Frankfurt, 15. Oktober 1454, in: ders., *Opera Omnia*, Basel 1571.

Johannes Stumpf, *Landtaflen*, hrsg. v. Arthur Dürst, ND Zürich 1975.

Alexis de Tocqueville, *Souvenirs – Œuvres Complètes*, Bd. 12, Paris 1964.

Alexis de Tocqueville, *Voyage en Suisse 1836*, in: ders., *Œuvres* Bd.1, 1991, S. 611–632.

Alexis de Tocqueville, *Rapport sur „La démocratie en Suisse“ de Cherbuliez (1848)*, in: ders., *Œuvres* Bd.1, Paris 1991, S. 633–654.

Johann Rudolf Wettstein, *Acta und Handlungen betreffend gemeiner Eydnoschaft Exemption*, Basel 1651.

Heinrich Zschokke, *Des Schweizerlands Geschichten*, Aarau 1822.

Heinrich Zschokke, *Histoire de la nation suisse*, Aarau 1823.

## Monographien

Edgar Bonjour, *Geschichte der schweizerischen Neutralität*, Basel 1970.

Julia Gauss/Alfred Stöcklin, *Bürgermeister Wettstein. Der Mann – Das Werk – Die Zeit*, Basel/Genf 1953.

Peter Huber/Josef Lang (Hg.), *Solidarität mit der schweizerischen Revolution: die deutsche „Adressen“-Bewegung 1847/48*, Zürich 1998.

Markus Kutter, *Die Schweizer und die Deutschen. Es hätte auch ganz anders kommen können ...*, Zürich 1995.

Achim Landwehr/Stefanie Stockhorst, *Einführung in die Europäische Kulturgeschichte*, Paderborn 2004.

Thomas Maissen, *Die Geburt der Republic. Staatsverständnis und Repräsentation in der frühneuzeitlichen Eidgenossenschaft*, Göttingen 2006.

Brigitte Meles (Hg.), *Wettstein – Die Schweiz und Europa 1648*, Basel 1998.

Marysia Morkowska, *Vom Stiefkind zum Liebling. Die Entwicklung und Funktion des europäischen Schweizbilds bis zur Französischen Revolution*, Zürich 1997.

Wolfgang Schmale u.a., *Studien zur europäischen Identität im 17. Jahrhundert*, Bochum 2004.

Karl Schmid, *Unbehagen im Kleinstaat: Untersuchungen über Conrad Ferdinand Meyer, Henri-Frédéric Amiel, Jacob Schaffner, Max Frisch, Jacob Burckhardt*, Zürich 1963.

Paul Schweizer, *Geschichte der Schweizerischen Neutralität*, Frauenfeld 1895.

### Unselbständige Veröffentlichungen

Christoph Blocher, Wir müssen vermeiden, Partei zu ergreifen, NZZ am Sonntag, 11. April 2004, S. 12.

Franz Egger, Wettsteins Lösung am Westfälischen Friedenskongress, in: Marco Jorio (Hg.), *1648. Die Schweiz und Europa. Aussenpolitik zur Zeit des Westfälischen Friedens*, Zürich 1999, S. 79–83.

Rudolf Hiestand, „Europa“ im Mittelalter – vom geographischen Begriff zur politischen Idee, in: Hans Hecker (Hg.), *Europa – Begriff und Idee. Historische Streiflichter*, Bonn 1991, S.33–48.

Thomas Maissen, Von wackeren alten Eidgenossen und souveränen Jungfrauen. Zu Datierung und Deutung der frühesten „Helvetia“-Darstellungen, in: *Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte* 56 (1999), S. 265–302.

Thomas Maissen, *Hochgemuter Pessimismus. Zum Selbstverständnis einer Generation*, NZZ 166, 19. Juli 2000, S. 15.

Thomas Maissen, *Weshalb die Eidgenossen Helvetier wurden. Die humanistische Definition einer natio*, in: Johannes Helmrath/Ulrich Muhlack/Gerrit Walther (Hg.), *Diffusion des Humanismus. Studien zur nationalen Geschichtsschreibung europäischer Humanisten*, Göttingen 2002, S. 210–249.

Thomas Maissen, *Wie aus dem heimtückischen ein weiser Fuchs wurde. Die Erfindung der eidgenössischen Neutralitätstradition als Anpassung an das entstehende Völkerrecht des 17. Jahrhunderts*, erscheint in: Michael Jucker/Martin Kintzinger (Hg.), *Rechtsformen Internationaler Politik. Theorie, Norm und Praxis vom 12. bis 18. Jahrhundert*, Berlin 2008.

Carlo Moos, *Ein Aufbruch von geringer Nachhaltigkeit. Zur Völkerbundsdebatte nach dem 1. Weltkrieg*, in: Sebastian Guex et al. (Hg.), *Krisen und Stabilisierung. Die Schweiz in der Zwischenkriegszeit (Die Schweiz 1798–1998: Staat – Gesellschaft – Politik, Bd. 2, Zürich 1998, S. 47–60.*

Felix E. Müller, Zürich und seine fatale Liebe zu Berlin, NZZ am Sonntag, 6. Mai 2007, S. 21.

### Internetpublikationen

Kirchner Feindflugblattsammlung der Staatsbibliothek Berlin;

[http://staatsbibliothek\\_berlin.de/deutsch/ausstellungen/kirchner/rede\\_pix/03.jpg](http://staatsbibliothek_berlin.de/deutsch/ausstellungen/kirchner/rede_pix/03.jpg) [5.1.2008].

Alexander Wilckens: Quellenautopsie „Michael Praun (1660)“, in: *Europabegriffe und Europavorstellungen im 17. Jahrhundert*. Wolfgang Schmale (Dir.); <http://www.univie.ac.at/igl.geschichte/europaquellen/quellen17/praun1660.htm> [5.1.2008].

## Die Eidgenossenschaft – Vorbild und Leitbild für die Einigung Europas?

HEINRICH SCHNEIDER\*

### 1. Eine Rückschau auf längst Vergangenes – wozu kann sie gut sein?

Als eine erste Fassung dieses Beitrags in das Programm einer Tagung über „Die Schweiz im europäischen Integrationsprozess“ aufgenommen wurde,<sup>1</sup> meinten die Veranstalter: es könnte sich lohnen, nach dem schweizerischen „Erfahrungsschatz für die Europäische Integration“ zu fragen. Das geschah dann auch, vornehmlich im Blick auf konkrete und aktuelle Anliegen und Probleme. Im Unterschied dazu soll im folgenden an Vorgänge und Vorstellungen zurückerinnert werden, die, zumindest dem Anschein nach, mit der jetzigen Lage der Europapolitik wenig zu tun haben; sie liegen zumeist weit zurück. Mit den meisten anderen Vorträgen der seinerzeitigen Tagung stehen sie eher in Kontrast. Wozu soll das gut sein?

Vielleicht haben damals manche Zuhörer gemeint: die Vergegenwärtigung von Denkweisen und Leitbildern der Gründerzeit würde deutlich machen, wie weit wir über die idealistische Naivität mancher der damaligen Vordenker hinausgekommen sind. Andere mögen – etwas weniger frohgemut – darüber ins Nachsinnen geraten sein, warum wir inzwischen manches, was in den Anfangsjahren grundlegende Bedeutung hatte, aus den Augen verloren haben.

Seit Jahren wird die zunehmende Unverständlichkeit der Integrationspolitik beklagt, die mangelnde Bürgernähe zumal. Aber was ist es denn, das den Bürgerinnen und Bürgern nahe gebracht werden sollte und nahe gebracht werden kann? Längst versteht sich nicht mehr von selbst, was als das Wesentliche galt, und wie damit weniger Wesentliches verknüpft wurde.

Bis heute wird die Integration immer wieder als ein „Friedensprojekt“ angesprochen, das den Gründervätern am Herzen lag. Gewiss sollten,

\* Prof. em. am Institut für Politikwissenschaft, Universität Wien. Ehrenmitglied von ECSA Austria.

<sup>1</sup> Sie fand 2006 in Heidelberg statt, Veranstalter waren die deutsche, die österreichische und die schweizerische Sektion der Vereinigung zur Erforschung der Europäischen Integration (ECSA); die Vorträge sind publiziert in: Fritz Breuss/Thomas Cottier/Peter Christian Müller-Graff (Hrsg.), *Die Schweiz im europäischen Integrationsprozess*, Baden-Baden und Basel 2008. Die in Heidelberg vorgetragene Fassung wurde – da der Autor aus gesundheitlichen Gründen nicht teilnehmen konnte – bei der Schlussveranstaltung des Projekts, das diesem Band zugrunde liegt, verlesen. Hier wird eine für diesen Band 2008 vorgenommene Überarbeitung unterbreitet.